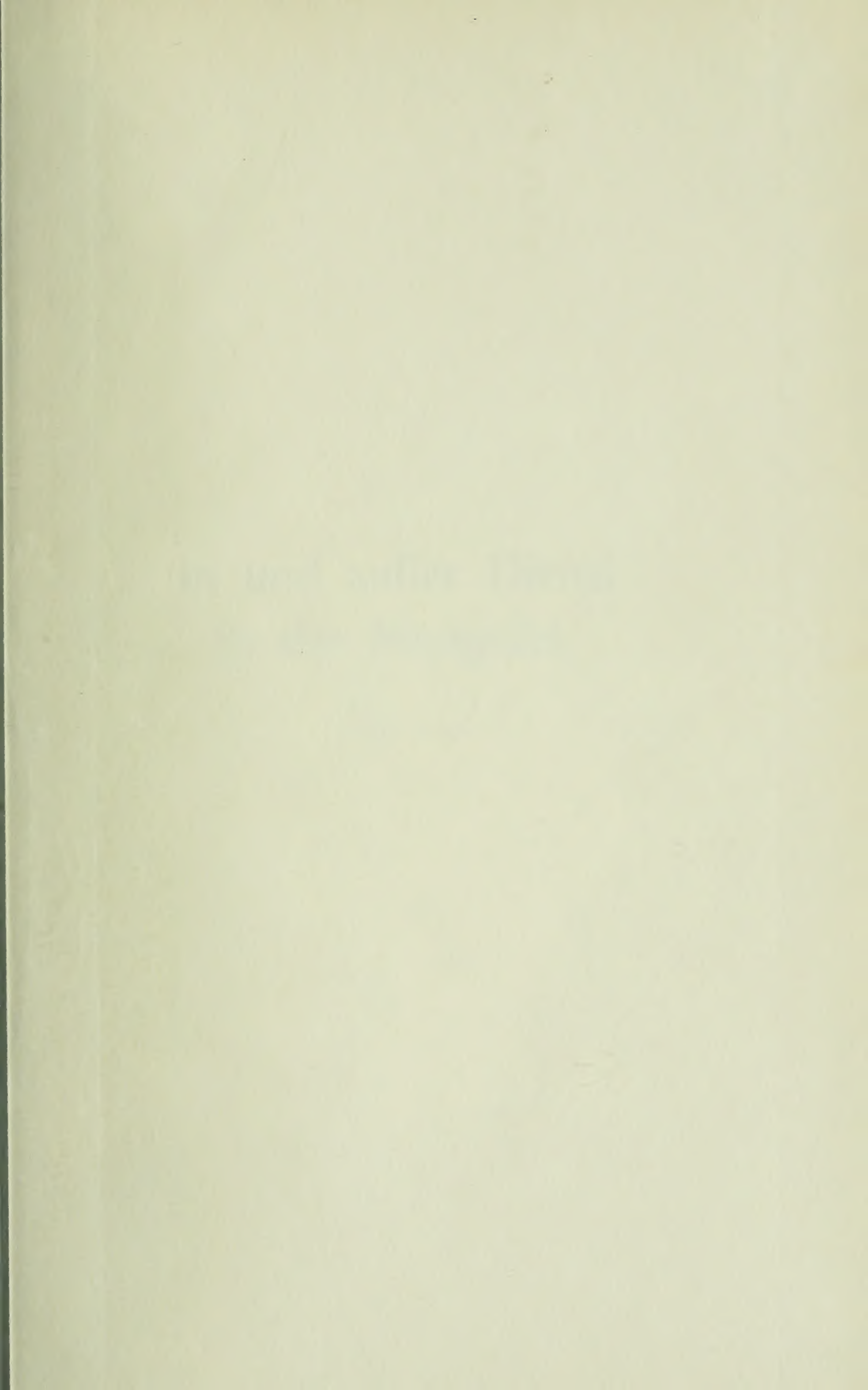
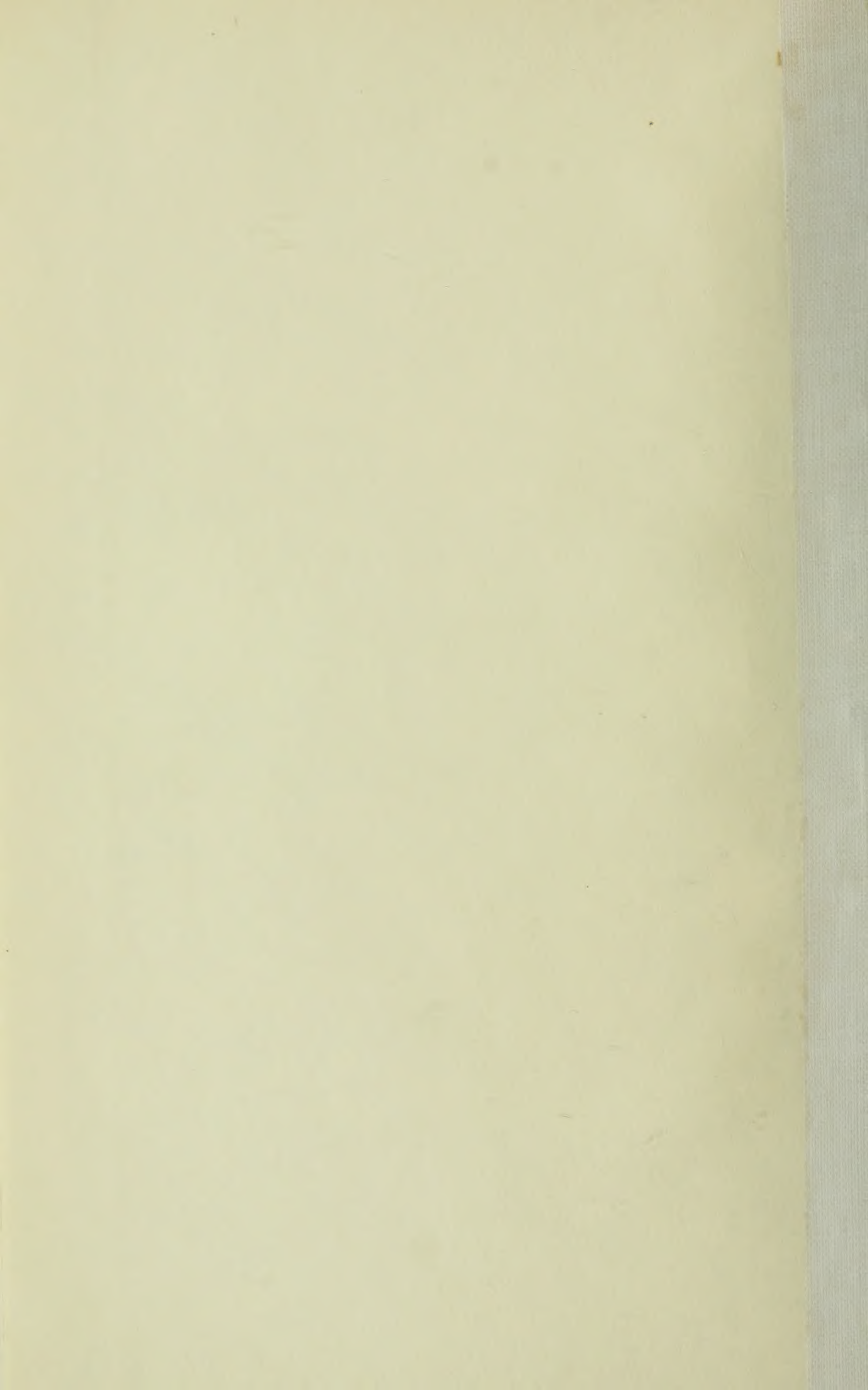
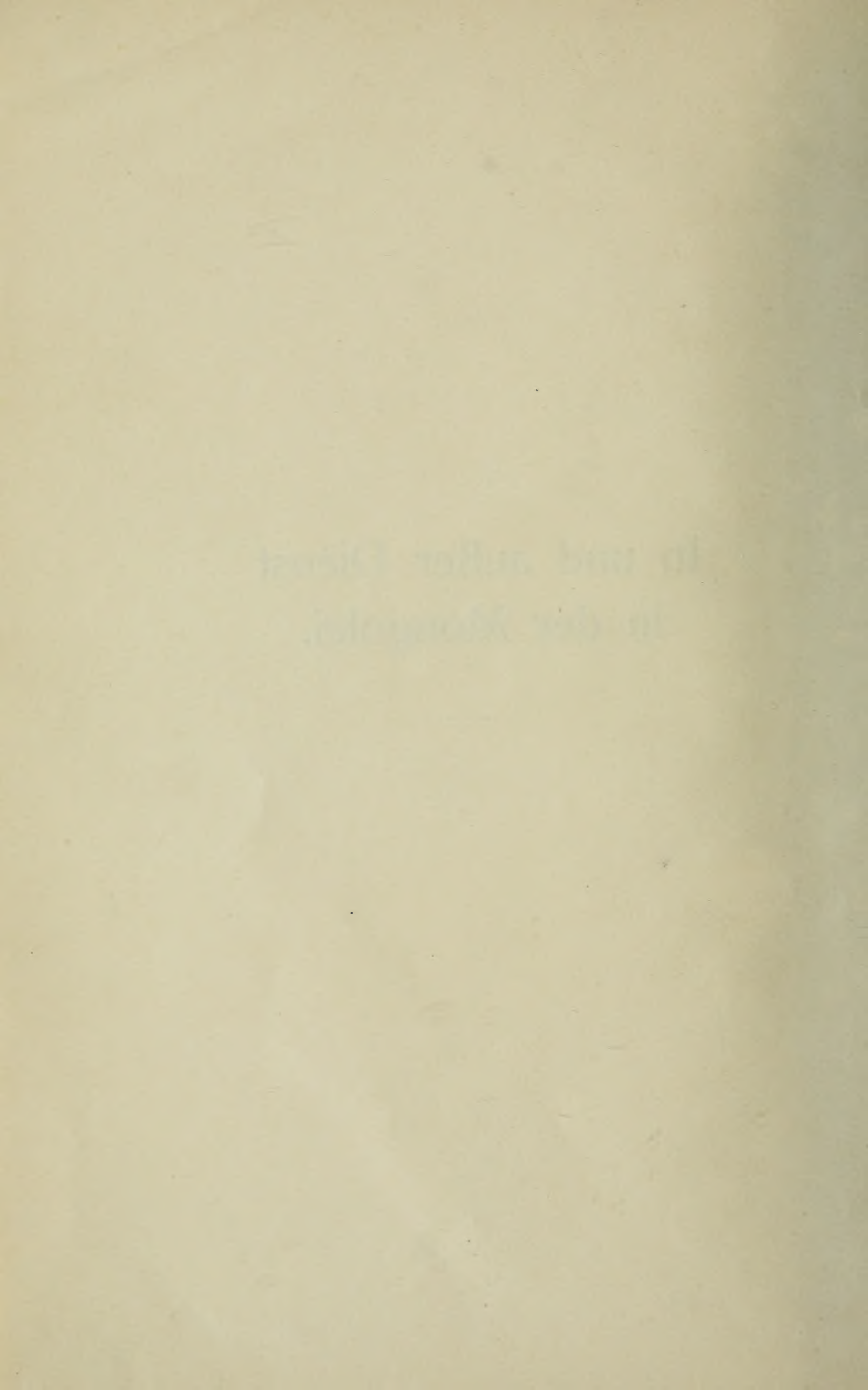
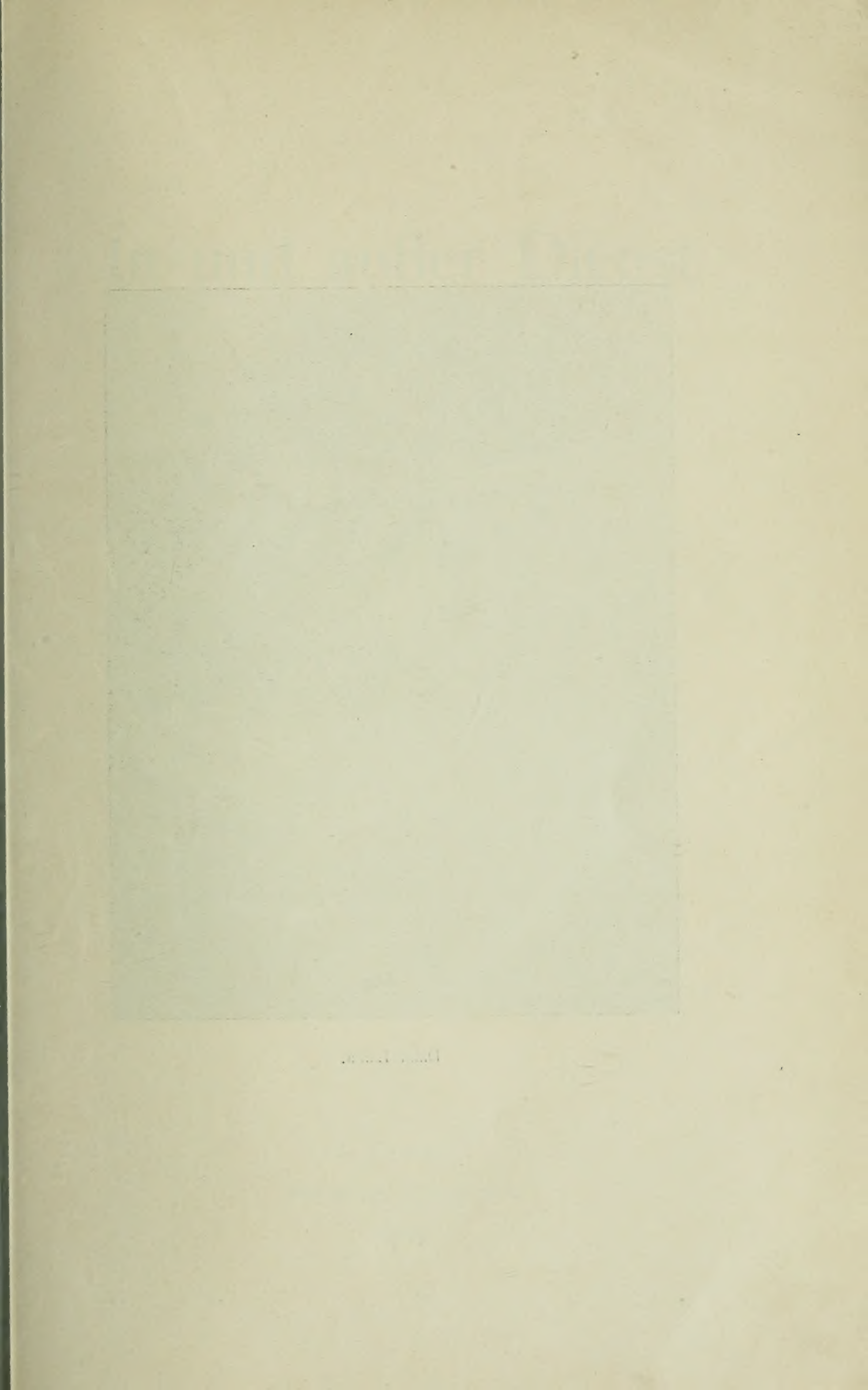


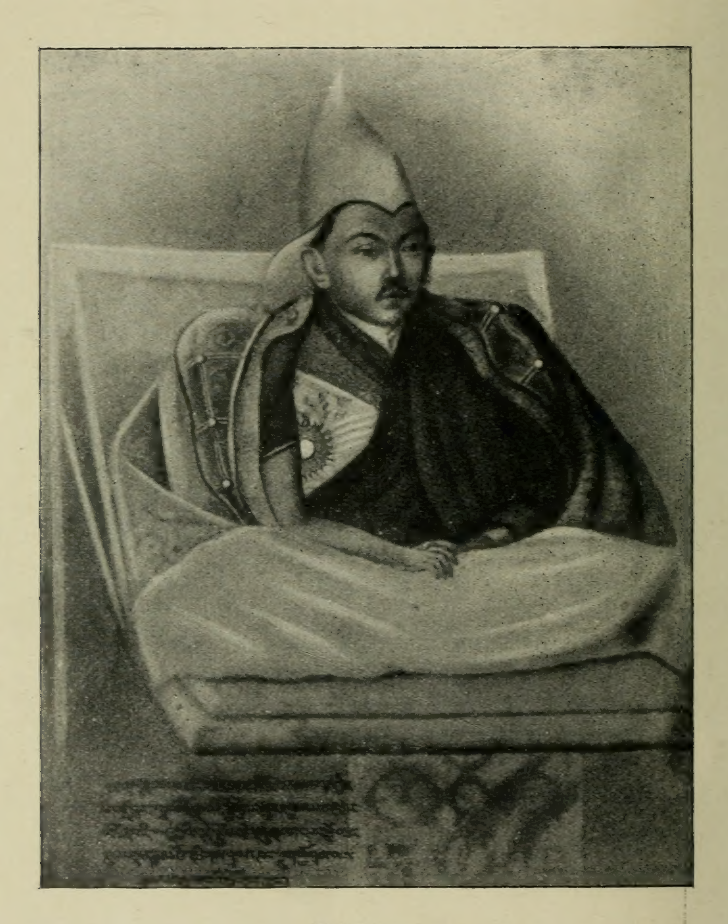




In und außer Dienst in der Mongolei.







Dalai Lama.

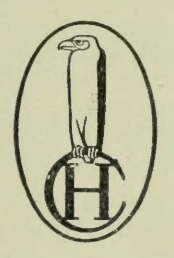
In und außer Dienst in der Mongolei

von

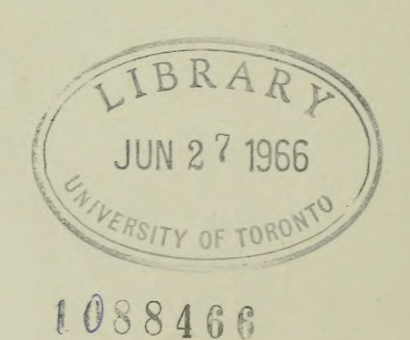
Fritz Jobst

Oberleutnant der Reserve des Husaren-Regiments Fürst Blücher,
ehem. Dolmetscher-Offizier der Gesandtschafts-Schutzwache in Peking.

Mit 88 Illustrationen und 2 Karten.



Jena
Hermann Costenoble
1910


LIBRARY
JUN 27 1966
UNIVERSITY OF TORONTO

Einleitung.

Nachdem ich seit 1902 jährlich einige Monate in der Mongolei zugebracht habe, teils dienstlich, teils auf Urlaub, war es mir ein Vergnügen, die Muße in Deutschland zu benutzen, auch dieses Jahr, wenigstens im Geiste in der von mir geliebten Steppe zu weilen.

Ich habe mir vor Augen geführt, was ich dort für merkwürdige Sitten gesehen und mich zurückversetzt in uralte Zeiten. Mit Freuden habe ich Stunden im Geiste wieder erlebt, die ich beim Ponykauf mit Major Dulon, Oberveterinär Günther und Wachtmeister Schmidt von der ostasiatischen Eskadron Jäger zu Pferde in Kalgan, Kweihwatschöng, in lamaistischen Klöstern und den Jurten der Steppe zugebracht habe. Mit Befriedigung habe ich meine Erfahrungen niedergeschrieben, die ich bei einem äußerst glücklichen Jagdzuge mit Hauptmann Engel und Leutnant Riedesel, Freiherrn zu Eisenbach gemacht habe. Glücklich war ich in den Gedanken an den Weitschang, den kaiserlichen Jagdpark, und an die Höhen am Scharamuren, wo ich ganz allein mit einem Chinesen jagte, und dann auf schwankendem Kahn von Jehol den Lwanho herunterfuhr. Die kriegerische Zeit des Großkhans Kublai trat mir vor Augen, als ich mit Oberleutnant Heine Lamamiau und die Ruinen der alten Sommerresidenz Schantu besuchte. Nachdem ich den ersten Eisenbahnzug in Da Te goa, dem großen Tugendreiche, wie China unser Vaterland nennt, verpaßte, da dachte ich mit Wehmut an die heiligen Berge Wutai, wo kein Abmarsch ohne mich stattfand; mein Freund Stabsarzt Dr. Lehmann und später Oberleutnant von Polheim und Dr. Hauer warteten, bis wir alle versammelt waren. Der Gedanke an die blumenübersäte Steppe tat mir wohl bei dem Durchlesen meiner Aufzeichnungen über Urga im Lande der Chalchas, in dessen heiligen Mauern ich mit meinem Freunde Oloff interessante Tage erlebte.

In dem Buche habe ich mich eingehender mit dem Pony beschäftigt in der Annahme, daß unter den vielen Deutschen, welche draußen gewesen oder noch dort sind, ein großer Teil sich hierfür besonders interessiert, um so mehr, da noch viel Falsches über Aufzucht und Kauf verbreitet ist. Zumal die früheren Offiziere und Mannschaften der ostasiatischen Truppen, die manchen Kilometer auf dem Rücken des braven Pony zurückgelegt haben, werden gern wieder etwas über ihren Liebling hören. An manchen Stellen habe ich mir erlaubt, einige Ratschläge zu geben; da ich sieben Jahre ununterbrochen in China gewesen und einen großen Teil der Zeit auf Reisen verbracht habe, wird dieser oder jener, der sich nicht als zu großer Chinakenner vorkommt, dies oder das praktisch finden und beherzigen.

„In der Mongolei" ist der Titel des Buches. Bei der Nachbarschaft und den engen Beziehungen zu Nordchina habe ich auch einige Fragen besprochen, die speziell chinesisch sind.

Für besondere Kreise wird meine Ansicht, die ich mit vielen anderen teile, und die auch in der Litteratur des öfteren ausgesprochen ist, von Interesse sein, wie gut sich ein Pony für berittene Infanterie in der Heimat und besonders im Kolonialdienst eignet, sowohl was die geringen Anschaffungs- und Transportkosten als auch die große Brauchbarkeit und Ausdauer dieses kurzen, ein kleines Ziel bietenden Pferdes anbetrifft.

Möge das Buch alte Ostasiaten an manche schöne Stunde auf des Pony Rücken erinnern, möge es diejenigen, die im Grasreiche gewesen sind, wieder an die freie, ungebundene Zeit dort gemahnen. Möge es denen draußen ein nützlicher Ratgeber sein, wenn sie Ponies kaufen und halten wollen, oder wenn ihnen ihre Zeit erlaubt, auf Jagd zu gehen.

Zum Schlusse möchte ich denjenigen danken, die mir behilflich gewesen sind, teils indirekt durch ihre Bücher und Schriften, teils durch direkte Ratschläge oder persönliche Tat. Die Photographien sind zum größten Teile Originalbilder, von meinen Reisegenossen aufgenommen. Mein Wunsch ist, daß diese Aufzeichnungen, die zwar nicht auf wissenschaftlicher Grundlage erbaut, aber dem Leben entnommen sind, etwas beitragen zum Verständnis eines fernen Landes.

Jena, im Februar 1910.

Der Verfasser.

Inhaltsverzeichnis.

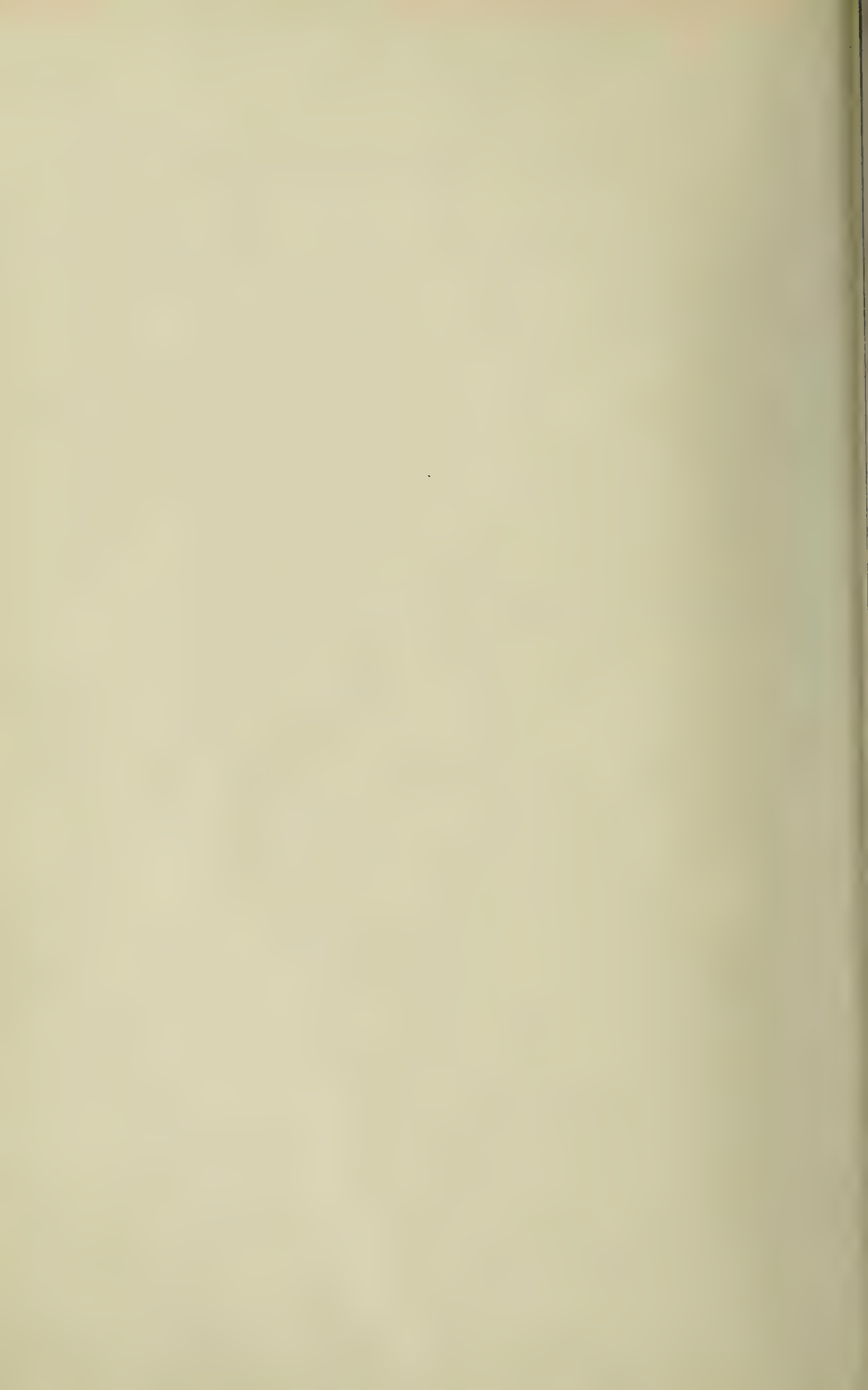
Quellenangabe.

Barzini, Fürst Borghese, Peking—Paris im Automobil.
Bretschneider, Dr. E., Die Pekinger Ebene und das benachbarte Gebirgsland.
Favier, Mgr. Alphonse, Pékin.
Filchner, Wilhelm, Ein Beitrag zur Geschichte des Klosters Kumbum.
Franke, Dr. O., Beschreibung des Jehol-Gebietes.
Forke, Dr. Alfred, Die Völker Chinas.
Friederici, Georg, Berittene Infanterie in China.
Hackmann, H., Der Buddhismus.
Köppen, C. Fr., Die Religion des Buddha.
Navarra, B., China und die Chinesen.
Polo, Marco, Reisen.
Prschewalski, N. v., Reisen in Tibet und am oberen Lauf des Gelben Flusses.
Prschewalski, N. v., Reisen in der Mongolei, im Gebiet der Tanguten und den Wüsten Nordtibets.
Richard, L., Géographie de l'empire de Chine.
von Richthofen, F., China.
Roberts, James Hudson, A flight for Life.
von Salzmann, Erich, Im Sattel durch Zentralasien.
Simpson, William, Meeting the Sun: A Journey all round the World.
Waddell, L. A., The Buddhism of Tibet.
Wassiljew, W. P., Die Erschließung Chinas.
Zeitschrift der deutsch-morgenl. Gesellschaft, Bd. XXXV: Die große Mauer von China, von Dr. O. F. von Möllendorf.

Verzeichnis der Abbildungen.

I.

Die Mongolei und ihre Bewohner.



1. Geographie, Große Mauer, Klima.

Die weiten Steppen Zentralasiens teilen sich in die nördliche, westliche und östliche Mongolei. Die Nordmongolen oder Burjäten hausen in Ostsibirien und in Transbaikalien um den Baikalsee herum. Sie sind russische Untertanen. Die östlich des Sees Wohnenden stehen in enger Berührung mit den chinesischen Stammesbrüdern, haben dieselben Sitten und Gebräuche und bekennen sich zum Buddhismus. Die Westmongolen oder Kalmücken sind teilweise China tributär, teils sind sie Russen. Sie bewohnen die Gegend des östlichen Tien-schan und die Dsungarei.

Der Ursitz ist der östliche Teil, die eigentliche Mongolei. Dieses Land ist im Norden von Sibirien begrenzt und zwar von den Gouvernements Transbaikalien, Irkutsk, Jenisseisk und Tomsk, im Westen stößt es an das russische Gouvernement Semipalatinsk und an die chinesische Provinz Hsin-Tschian, im Süden an Kansu, Schensi, Schansi und Tschili. Die östliche Grenze bildet die Mandschurei. Das Gebiet ist ungefähr 3 540 000 qkm groß. Die Zahl der Bewohner beträgt 2 380 000, so daß 2 auf 3 qm kommen. Das Land ist dem chinesischen Kaiser tributpflichtig, und steht, wie auch die anderen Nebenländer, unter spezieller Aufsicht des Kolonialamtes „Li fan yuan" in Peking. Letzteres überwacht die mongolischen Fürsten und kontrolliert ihre Besuche sowie die Stärke und Geschenke der Tributgesandtschaften. Die Reiserouten sowie die zu beobachtenden Zeremonien sind bis aufs Kleinste in den „Allgemeinen Satzungen der Tsing-Dynastie" vorgeschrieben. Es hat die Oberaufsicht über die Lama-Hierarchie, leitet die Ansiedelungen der Chinesen am Rande der Mongolei und besteht aus sechs Abteilungen, deren Beamte Mandschu, manchmal auch Mongolen sind. Dieses Kolonialamt teilt den Tatarengeneralen und Residenten Beamte zu. Falls die Tributstaaten mit Ausländern Verträge abschließen wollen, so haben sie zunächst diese Behörde zu fragen, welche die Sache dem

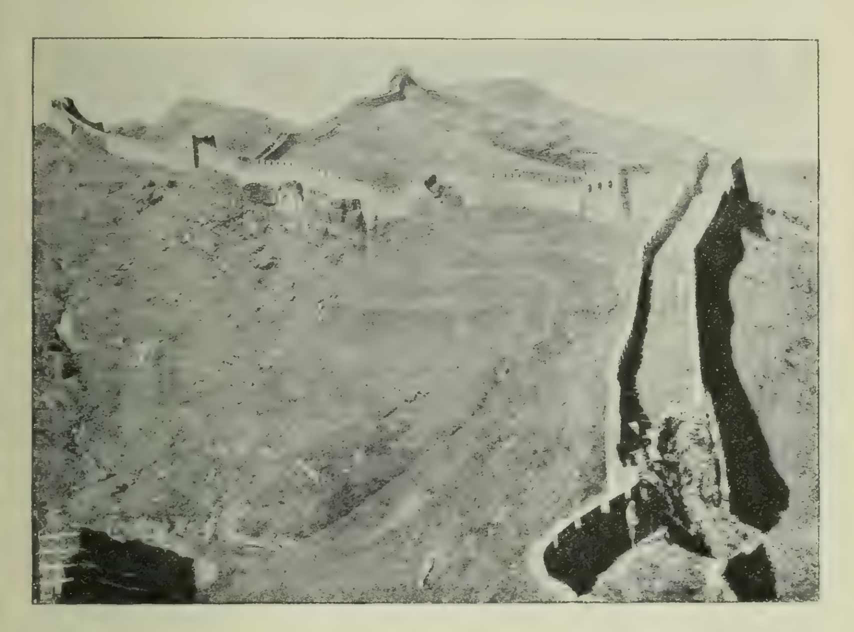
Wai wu pu „dem Auswärtigen Amt“ unterbreitet. Die abhängigen Fürsten dürfen selbständig nichts von Bedeutung unternehmen. Das Li fan yuan hat seinen Sitz am Antingmen „dem östlichen Nordtor“, in Peking.

Die Mongolei wird auf Grund ihres geschichtlichen Werdeganges in die „innere“ und „äußere“ geteilt. Die innere Mongolei beginnt mit dem Rand der Steppe nördlich der Großen Mauer und reicht ungefähr bis zum 106. Längengrade. Im Osten bildet die Mandschurei die Grenze, im Norden der 49. Breitengrad. Was nördlich und westlich davon bis an Sibirien heran liegt, nennt man „äußere Mongolei“.

Von 1240 bis 1368 herrschte über China die Mongolen- oder Yuan-Dynastie. Ihren Ruhm verkündet u. a. der Venetianer Marco Polo, dessen Werk bis heute zu einem der besten über China gehört. Diese Mongolen mit ihren Fürsten, denen China ein zweites Capua geworden war, wurden von dem ersten Mingkaiser aus dem Lande vertrieben und weit hinein in die Steppe verjagt. Im Laufe der Jahre kamen sie wieder näher heran an die Große Mauer. Da dieser außerordentliche Bau, über welchen sich so viel Legendenhaftes gebildet hat, mit der Entwicklung der Mongolei eng verbunden ist, verlohnt es sich wohl dabei etwas zu verweilen.

Schon Jahrhunderte vor Christus pflegten die Chinesen ihre Felder mit kleinen Gräben zu umgeben. Aus der ausgeworfenen Erde bildeten sie Wälle, die teils als Grenze, teils als Schutz dienten. Dieses Prinzip der Umwallung übertrug sich vom Acker auf die Gehöfte, von den Dörfern auf die Städte. Bis heute noch hat jede Stadt innerhalb der großen Mauer ihre steinerne Umwallung. Nur Tientsin ist 1901 auf Befehl der provisorischen Regierung der internationalen Mächte als Strafe und zur Abschreckung für künftige Zeiten geschleift worden. Die Bewohner des Reiches der Mitte sind nämlich sehr stolz auf ihre starken Mauern, welche bei ihnen monumentalen Wert haben, da sie keine Bildsäulen kennen. Es gibt nur zwei Standbilder für Chinesen, für Li hung tschang in Schanghai, ein Geschenk von Krupp, und den Eisenbahnminister Hu dju fen im Hofe der Eisenbahnschule in Tangschan an der Linie Tangku-Schanhaikwan. Die Chinesen bessern schadhaft gewordene Stadtmauern aus, wenn sie nur irgendwie Geld haben. Man denke an die wiederhergestellte Mauer in Pau ting fu, in der mittels Dynamit durch die Verbündeten 1901 ein großes Loch gesprengt wurde in dem Moment, als der Kopf eines der höchsten Beamten fiel, zur Sühne für die an den Missionaren

verübten Greuel. Ein anderer Beweis ist der Aufbau des Tsienmen, d. i. das mittelste Südtor der Tatarenstadt in Peking, welches 1900 heruntergebrannt war. Es wurde mit besonderer Pracht wieder hergerichtet, da durch dasselbe der Kaiser zieht. Über 20 000 000 Mark hat die Wiederherstellung gekostet.



Große Mauer bei Nankou.

Alle Städte sind genau von Norden nach Süden orientiert und haben zum mindesten in jeder Himmelsrichtung ein Tor. Nur die Stadt Mi yün hsien im Kreise Schun tien fu, „erhabene Himmelsstadt“ (amtlicher Ausdruck für Peking), hat deren drei. Das eine Tor ist zugemauert, da während der Regenzeit gewaltige Wassermassen in die Stadt eindrangen.

Wie die Städte, so umgaben sich auch die Staaten mit Wällen, um sich vor feindlichen Einbrüchen zu schützen. Die einzelnen Fürstentümer lagen sowohl im Bruderkriege als auch im Kampfe mit den Bewohnern der Steppen. Bis 500 v. Chr. waren in China Streitwagen im Gebrauch. Je nach dem Stande war die Zahl der Zugpferde verschieden. Meist wurden Wagen mit einem Viergespann gebraucht. Die vier

Rosse, meist Hengste, waren nebeneinander gespannt und mußten von einer Farbe sein, wenn der Besitzer etwas auf sich hielt. So singt das Schi-king, das kanonische Liederbuch der Chinesen, in einem Liede, was in die Zeit von 800 v. Chr. fällt (Übersetzung v. Strauß):

> Manch Spann von Hengsten stampft' und sprang.
> Gleich kräftig waren je vier Rappen,
> Geschult, wie es zu Maße steht.
> Die Hengstgespanne, lang und stark
> Mit hocherhobnen Häuptern gingen.

Ein anderes Gedicht besagt:

> Das ist des Heeresfürsten Wagen!
> Sein Kriegeswagen ist bespannt,
> Vor dem vier Hengste stolz sich wiegen.
> Vier Hengste sind davor gespannt,
> Vier Hengste kühn und kampferhitzt,
> Vier Hengste, Flügeln gleich gebracht.

Solange diese Wagen benutzt wurden, boten die niedrigen Wälle ein genügendes Hindernis. Da lernten sie von ihren mongolischen Feinden den Wert der Reiterei kennen. Sie formierten selbst Kavallerie, so daß die Wälle keinen Schutz boten. Es mußten Mauern aufgeführt werden, über welche der Pony nicht springen und die abgesessenen Reiter nicht klettern konnten. Von diesen Mauern sind nach Professor Konrady, die von Thsin, Tschao und Yen, welche vom Westarme des Hwangho-Viereckes bis zum Meere zugleich die nördliche Reichsgrenze bildeten, die bedeutendsten. Sie wurden 300 v. Chr. gegen die Steppenvölker gebaut. Aus ihnen haben der Kaiser Schihuangti und sein Nachfolger durch den Feldherrn Mentien eine zusammenhängende Mauer gemacht. Nachdem dieser General die Mongolen weit nach Norden vertrieben und ganz China unterworfen hatte, ging er an das Riesenwerk. Bischoff Favier schreibt in seinem Werke „Pékin" darüber: „Nach chinesischen Büchern betrug die Höhe dieser großen Mauer 25—30 Fuß, ihre Dicke 20 Fuß. 6 Reiter konnten darauf neben einander reiten. Die Türme, 40 Fuß hoch, waren nur eine Bogenschußweite von einander entfernt, ungefähr 100 Fuß. Das angewandte Material aus Ziegelsteinen war so gut mit einander verbunden, daß man nicht einen Nagel hineinschlagen konnte. Eiserne Tore mit einer Brustwehr gekrönt, schlossen die Haupteingänge. Der östliche Teil endete im Meere, wo man ungeheuere Schiffe versenkt hatte, die als Grund dienten."

Tausende von Menschen sind während des Baues den Anstrengungen erlegen. Jetzt gilt es bei den Chinesen als Glück, einen Sohn zu bekommen, die Geburt einer Tochter wird weniger geschätzt. Damals war es umgekehrt, da die männ-



Große Mauer bei Nankou.

lichen Chinesen zur Arbeit am Bau der Mauer gezwungen wurden. Erschütternd klagt ein Volkslied jener Zeit, das aus A. Forkes „Blüten chinesischer Dichtung" entnommen ist:

> Geburt der Knaben sorglich wird verschwiegen.
> Die Mädchen zieht mit trocknem Fleisch man auf.
> Sieht längs der großen Mauer nicht zu Hauf
> Gerippe man und Totenknochen liegen?

Diese Verse sind auch interessant als Beweis dafür, daß es damals in China schon Volkslieder gab.

Nach Möllendorf soll es keine Mauer gewesen sein. Denn ein Sekretär des Kriegsministeriums unter der Regierung des Kaisers Yuan ti (48—32 v. Chr.) schreibt in einem Thronbericht: Der Grenzwall sei durchaus ausschließlich nicht ein Erdwall, sondern bald seien Steine der Gebirge verwendet, bald Schluchten und Wasserrisse mit Baumstämmen ausgefüllt

und so allmählich alles zu einem gleichmäßigen Walle vereinigt worden.

Dieser Wall oder Mauer entspricht in seiner ungefähren Richtung der jetzigen inneren Mauer. Die äußere Mauer ist wahrscheinlich zuerst zur Zeit der Wei, (423 n. Chr.), errichtet worden. Allmählich zerfiel der Bau, besonders unter der Regierung der Mongolen-Dynastie 1240—1368. Denn sie hatte kein Interesse daran, ihr Mutterland von China völlig



Große Mauer in der Provinz Schansi.

abzuschließen. Als aber diese Dynastie gestürzt, und das Volk in die Steppe zurückgetrieben war, da erkannten die Mingkaiser sehr richtig, daß für sie eine Mauer gegen Norden von ungeheurem Werte wäre. Von ihrem Regierungsantritt an bis zu ihrem tragischen Ende wurde immer an Schutzmauern gebaut. Als am Ende dieses Herrschergeschlechts die Mauer so stand, wie wir sie jetzt sehen, war sie von einer Million Krieger bewacht, die teils auf der Mauer verteilt, teils

in den Pässen garnisoniert waren. So hatten Nankou, Kupeikou starke Besatzungen. Hat doch jetzt noch der Tschili Titou — kommandierender General der Provinz Tschili —, nebenbei nur ein Ehrentitel, seine offizielle Wohnung in der letztgenannten Festung an der Straße Peking—Jehol. An den wichtigsten Pässen befinden sich neben der eigentlichen Mauer noch Sperrforts, wie man sie zurzeit auf dem Wege von der Stadt Nankou zum Tore Pataling, einem der wichtigsten Passagen infolge der Einmündung der Karawanenstraße von Kalgan, wundervoll erhalten sieht.

Die Bauart ist ganz verschieden, wie der augenblickliche Zustand zeigt. Wo die Mauer am besten erhalten ist, hat sie die Konstruktion der chinesischen Städtemauern. Auf einem Fundament von gewaltigen Steinquadern, welches 6 m breit ist, erheben sich zwei starke Mauern aus gebrannten Ziegelsteinen. Der Zwischenraum ist mit Steinen, Lehm und Erde ausgefüllt. Einzelne Ziegel tragen Stempel mit dem Namen des Ortes und Meisters, der sie gebrannt, sowie der Jahreszahl der Regierung des betreffenden Kaisers. An anderen Stellen besteht die sogenannte Mauer aus einem einfachen Lehmwall, dessen Außenseite manchmal gemauert ist. Auch findet man Strecken, die nur aus aufgehäuften Steinen bestehen, welche früher wohl durch Lehm verbunden waren. In der Nähe von Ortschaften ist diese Art verschwunden, weil die Bewohner die ehrwürdigen Steine zum Hausbau und zur Abgrenzung ihrer Felder benutzt haben. Während die innere Mauer zum großen Teil in der erstgenannten Art errichtet ist, hat die äußere die primitiven Konstruktionen.

Die Verschiedenheit der Bauart deutet darauf hin, daß die große Mauer Wan li tschang tschoeng „10000 Li lange Mauer" wie sie in China heißt, nicht auf eines Menschen Befehl gebaut, sondern unter vielen Herrschern entstanden ist. Höchstwahrscheinlich ist die jetzige große innere Mauer nur 400 bis 500 Jahre alt. Die Tsing-Dynastie, welche auch von außerhalb eingebrochen ist, tut nichts zur Erhaltung, da die Reichsgrenze Tausende von Kilometern nach Norden gerückt ist, und die Steppenbewohner für lange Zeit unschädlich gemacht worden sind. Trotz des zunehmenden Verfalles gewährt dieser Bau einen interessanten Anblick. Nicht mit Unrecht sagt ein Reisender: „Sieht man vom Himmel auf die Erde, so fallen nur zwei Werke der Menschen auf: die ägyptischen Pyramiden und die chinesische Mauer". Staunend steht man an vielen Stellen vor dem großartigen Werke und kann nicht begreifen,

wie mit den damaligen unzulänglichen Mitteln das Material auf die schwindelnden Höhen gebracht worden ist. Man sieht ein, daß an der Überlieferung etwas Wahres ist, die besagt, daß die Steine einzeln auf dem Rücken von Ziegen hinaufbefördert wurden.

Für den Occident hat die Mauer dadurch eine große Bedeutung gehabt, daß der Sturm der Steppenvölker gen Osten sich dort brach. Die Nomaden wanderten nach Westen,



Große Mauer in der Provinz Schansi.

um neue Wohnsitze zu suchen. Reiche gründend und stürzend kamen sie bis in das Herz Europas und gaben den Anstoß zur Völkerwanderung.

Wie der Ostasiatische Lloyd schreibt, hat in letzter Zeit Dr. Geil, ein Amerikaner, eine Reise entlang der Großen Mauer gemacht. Er berichtet darüber:

Von Schanhaikwan am gelben Meere bis an die Grenze von Ostturkestan und der Provinz Kansu bin ich der Mauer ihrer ganzen Länge nach gefolgt und habe sie überall aufs genaueste in Augenschein genommen. Sie ist eines der wunderbarsten Werke von Menschenhand und einzig in ihrer Art.

Kein Staat hat eine künstliche Grenzlinie von nur annähernder Länge aufzuweisen. In manchen Teilen ist die von der Mauer durchschnittene Landschaft von großartiger Schönheit, besonders an der östlichen Hälfte, wo ich mich einmal auf mehrere 100 km in der wundervollsten Szenerie befand. Nach meiner Ansicht ist der Tag nicht fern, an dem die Ostasien besuchenden Weltreisenden die immer wieder gewandelten Pfade verlassen und sich mehr dem Innern von China mit seiner prächtigen Natur zuwenden werden. Die Schwierigkeiten eines solchen Unternehmens sind stark übertrieben worden. Das ist nun schon meine zweite Reise in das Herz des Reiches und beide Male habe ich die größte Höflichkeit erfahren. Das erste Mal war ich von einem Mandarinen und mehreren Soldaten begleitet, das zweite Mal aber hatte ich keinen derartigen Schutz und doch ging alles vortrefflich. Wenn ich irgendwelche Erkundigungen einziehen wollte und mir dabei nicht anders zu helfen wußte, so wandte ich mich an die Beamten des Bezirkes, die mir meine Wünsche sofort erfüllten. Etwa 300 km der Mauer sind nicht auf den Karten zu finden und müssen eingefügt werden. Die Gesamtlänge mag 4000 km betragen, doch ist es nur eine vorläufige Schätzung. Später kann ich genauere Angaben machen. Bei einer so ungeheueren Länge ist von vornherein nicht zu erwarten, daß die ganze Mauer, die teilweise durch sehr dünn bevölkerte Gebiete führt, überall in gleich gutem Zustande sein kann. An einigen Stellen ist sie eingestürzt, an anderen fehlt ihr der Steinüberzug. Dr. Stein hat neuerdings festgestellt, daß der wesentliche Endpunkt der Mauer nicht in Kia yue kuan, sondern in Tungkuan in Turkestan ist.“

Doch nun zurück zur Mongolei. Im Jahre 1643 erhängte sich der letzte Mingkaiser auf dem Kohlenhügel in der verbotenen Stadt Pekings. Der erste Mandschu bestieg als Gründer der jetzigen Dynastie den Drachenthron. Die Mongolen, ebenso wie die Mandschu den Chinesen fremd, unterwarfen sich teilweise bald. Sie erhielten feste Weideplätze nördlich der Großen Mauer und sonstige Privilegien. Im Gegensatz zu ihren entfernteren, den „äußeren“ Stammesbrüdern, welche erst später dem neuen Herrschergeschlecht huldigten, nannte man ihr Land, die „innere Mongolei“. Hierzu gehören auch die Ordos, die am nördlichen Knie des Hwangho wohnen.

Die Mongolei ist ein Hochplateau, welches im Norden und Süden steil abfällt, mit einer Durchschnittshöhe von 1000 bis

1200 m*). Es senkt sich nach der Mitte zu, so daß die Ränder überstehen, die größtenteils aus Gebirgen bestehen. Messungen haben ergeben: Rand des Plateau nördlich Kalgan 1690, Kwei hwatschöng 1090, Lamamiau 1220, Gobi 800—900, Urga 1260 m. Das Hochland ist wellig und macht oft den Eindruck einer starren See. Wie auf dem Meere so sind auch hier die Entfernungen außerordentlich schwer zu schätzen. An manchen Stellen finden sich mitten in der Steppe Erhebungen, welche von weitem sehr hoch erscheinen, in Wirklichkeit aber dem Reisenden Schwierigkeiten nicht bieten. Von Osten nach Westen zieht sich die Gobi, die aber keine Wüste nach dem Begriff der Sahara ist; es gibt dort spärliche Vegetation und Wasser. Ziehen doch jährlich durch diesen breiten Sandgürtel Hunderte von Karawanen. Von richtiger Wüste ist die Rede bei den Ordos, deren Land durch wandernde Sandberge charakteristisch ist. Das Plateau ist mit einer Grassteppe bedeckt, wonach die Chinesen die Mongolei auch Zaudi, d. h. Grasplatz nennen. Das Gras wird durchschnittlich 20 cm hoch. Nach der Regenzeit gleicht die Steppe einem Blumenteppich. Wie bei uns Gänseblumen, findet man dort Edelweiß. In dürren Zeiten schrumpft die Grasnarbe sehr ein, so daß sich kahle Stellen bilden.

Bäume und Sträucher sind selten. Eine Art Grasbüschel, Dyrisun (Lasiagrostis splendens), 30—50 cm hoch, findet man häufig an Flüssen, Seen und Niederlassungen.

Der Wasserreichtum der Mongolei ist nicht groß. Die Regenmengen sind sehr gering und örtlich ganz verschieden**). Manche Gegenden entbehren das köstliche Naß 8—10 Monate. Normalerweise soll es im Frühjahr einige Tage regnen. Für

*) Im Osten senken sich 2—3 Ketten des großen Chingangebirges sanft zur Gobi herab in der Richtung von Nordosten nach Südwesten in einer Höhe von 1000—1800 m über dem Plateau. Daran schließt sich in derselben Erhöhung der Inschan an, welcher sich am Südrand der Steppe über Kweihwatschöng hinzieht. In der Ordossteppe findet man nur die Arbusula-Berge mit einer Erhebung von 900 m. Anschließend daran die Alaschanberge, welche sich vom Hwangho von Südwesten nach Nordosten ziehen, 250—280 km lang und 26 km breit sind. Die Gipfel erheben sich 1000—1500 m über das Plateau. Es sind wilde, zerklüftete Gebirge.

Im Westen haben wir die Ausläufer des gewaltigen Altaigebirges, nach Nordosten den Sajan, nach Südosten den Ektag-Altai. Dazwischen zieht sich der Arzy Bogdo.

**) Aufgenommen sind die mittleren Regenmengen in Urga 0,20 und in Hsi wan tsze bei Kalgan, dem Sitz des Bischofes der französischen katholischen Mission für das neugeöffnete Land der Mongolei, 0,45 mm.

Juni, Juli geben die Regenmacher die große Regenzeit an. Mit Sicherheit kann aber niemand in diesen Gegenden die Niederschläge bestimmen. Es trifft auch hier der für Ostasien giltige Satz zu; 1. kommt es, 2. anders, 3. wie man denkt. Im Winter schneit es, doch bleibt der Schnee in der Regel nicht lange liegen. Infolge der trockenen Luft verdunstet er leicht. Es hat aber und es wird noch Zeiten geben, in denen die Mongolei mit über 50 cm hohem Schnee bedeckt ist, das sind Jahre des Todes für unzählige Tiere! Der Stand der Wasserläufe und Teiche ist je nach der Jahreszeit verschieden. Abgesehen von den größten Flüssen und Seen sind die anderen im Sommer ausgetrocknet oder bilden Sümpfe.

Ein Teil der Seen sowie der Steppe sind stark salzhaltig, da dieses Land früher ein gewaltiges Meer war. Richthofen nennt in seinem Werke die Mongolei Han hai „trockenes Meer". Um dem Wassermangel abzuhelfen, bohren die Mongolen primitive Brunnen, welche oft versiechen oder bei starken Regengüssen entzwei gehen. An den tiefer gelegenen Stellen stößt man nach 2—3 m meist auf Grundwasser. Es hat salzigen Geschmack, wenn das Loch in einer Salzsteppe liegt. In Kies- oder Sandgegenden schmeckt es angenehm, nur stört die oft trübe Färbung. Bei Reisen in der Mongolei spielen die Wasserstellen eine große Rolle. In guten Jahren ist, abgesehen von der Gobi, für einen Reisenden täglich an vielen Stellen Wasser zu haben. In der Gobi selbst muß sich die Karawane streng an die Brunnen halten, sofern sie selbst nicht genügend Wasser mitnimmt. Die Wasserstellen an Seen und Flüssen haben meist sehr verunreinigtes Wasser, da Menschen und Tiere daraus trinken. In die Brunnen fällt auch öfter ein Kalb oder Fohlen, was nicht gerade zur Erhöhung der Hygiene beiträgt. Ich habe sogar einmal erlebt, daß ein Mongole, um seinen Weltschmerz zu betäuben, sich in einem Brunnen ertränkte und dort 12 Stunden liegen blieb. Das Klima ist sehr rauh. Von Anfang September bis Juni friert es. Die kältesten Monate sind Januar und Februar; minus 30° C sind nichts seltenes. Die trockene, windstille Kälte läßt sich gut ertragen, zumal wenn im Winter um die Mittagszeit die Sonne herauskommt. Bläst aber der eisige Nordwind über die schutzlose Steppe, so geht es auch bei geringen Kältegraden trotz Pelzrock und Pelzhose durch Mark und Bein. Im Sommer, wenn es windstill ist, steigt der Wärmemesser auf plus 40° C. Tut sich aber ein Nordwind auf, so kann das Thermometer selbst in den heißesten Monaten Juli und August um 25—30° C

fallen. Geht die Sonne unter, kühlt es sich stets ab. Der Reisende soll deshalb immer einen Pelz einpacken. Nimmt er aus der Gluthitze der chinesischen Ebene Winterzeug mit, so lachen ihn Unkundige zwar aus, auf dem Hochplateau aber wird er sich selbst im August manchmal mit Wonne in seinen Pelz hüllen. In der trockenen klaren Luft bei einem unbegrenzten Horizont sieht man sehr weit. Die Sonnenauf- und untergänge sind von märchenhafter Pracht und die Sterne leuchten nachts mit besonderem Glanz. Die Klarheit der Atmosphäre gibt Veranlassung zur Fata morgana. Ein Zelt erscheint oft so groß wie ein Hügel. Antilopen hält man für Kamele. Sehr oft bilden sich durch Luftspiegelungen da Seen, wo trocknes Land ist.

2. Leben und Treiben.

Die Bewohner dieses Landes repräsentieren den Urtyp der nach ihnen benannten Rasse. Es sind große, kräftige Gestalten mit gut entwickelter Muskulatur. Neben den eleganten Chinesen sehen sie infolge ihrer krummen Haltung, die oft durch Rheumatismus hervorgerufen, und ihres schlecht proportionierten Körperbaues plump und ungeschickt aus. Hervorstehende Backenknochen, die Mongolenfalte der Augen, kleine Nase, mangelnder Bartwuchs und starkes schwarzes Haar sind Merkmale ihrer Rasse. Von Natur aus haben sie weiß-gelbliche Farbe. Die rauhe, trockene Luft, der stete Witterungswechsel, der Mangel an Reinlichkeit geben ihnen aber dunkelbraune Gesichter. Der Europäer oder Chinese, der sich längere Zeit in der Steppe aufhält, schält sich übrigens auch und hat bald das Äußere eines braven Mongolen trotz Vaseline und Wasser. Die Frauen sind kräftig gebaut; viele von ihnen mit ihren roten Backen sehen aus wie dralle Kuhmädchen aus Deutschlands Osten. Ebenso sind die Kinder ein Bild der Gesundheit. Den Spruch: „Reinlichkeit ist das halbe Leben" strafen sie Lügen. Das rauhe Klima, die primitive Lebensweise läßt schwächliche Individuen nicht aufkommen. Hart wird mit den Kleinen umgegangen, trotzdem die Eltern ihre Kinder sehr lieben. Bei Wind und Wetter laufen sie nackend umher und ziehen selten Schuhe an. Der deutschen Mama, welche bei der dort herrschenden Kälte die kleinen Mongolbabys sans gêne et sans costume herumlaufen sähe, würden sich die Haare zu Berge sträuben.

Man sollte meinen, daß infolge der Auswahl der Natur, die nur das Starke groß werden läßt, und der gesunden Lebensweise im Freien ohne die Verführung und Aufregung des modernen Lebens das Volk sehr alt würde. Im Gegenteil. Der stete Aufenthalt draußen bei schlechtem, kalten Wetter, der fortwährende Zug in den Jurten, Unterernährung, Verachtung jeder Reinlichkeit und Hygiene lassen Mann und Weib schnell altern. Bis 40 Jahre sind es rüstige Leute. Von da



Ein mongolisches Ehepaar.

ab geht es schnell bergab. Vor allem plagt sie der Rheumatismus sehr. Dazu kommen böse Augenkrankheiten, verursacht durch den immerwährenden Rauch in den Wohnungen. 40% der Mongolen leiden daran. Der Reisende, welcher Bleiwasser, essigsaure Tonerde oder sonstige Medikamente zum Kühlen in seiner Apotheke hat, macht sich sehr beliebt. Ärzte in unserem Sinne gibt es nicht. Ist ein Familienmitglied krank, so bleibt es ruhig in dem Zelte. Priester beten an dem Lager, falls ein schwerer Fall vorliegt, und irgendein alter Mann

gibt ein Hausmittel, meist ein Produkt des Aberglaubens. Gewisse Lama stehen in dem Rufe, große Medizinmänner zu sein. Es muß etwas Wahres daran sein; denn selbst Missionare haben ihre Hilfe bei inneren Fällen angerufen. Tatsache ist, daß in dem berühmten Kloster Kumbum bei Siningfu in der Provinz Kansu eine medizinische Fakultät existiert, die den Lama die Heilkunde beibringt. Sie botanisieren auch und verfertigen aus den kräftigen Steppenkräutern Medizin. Das Buch „Ein Beitrag zur Geschichte des Klosters Kumbum" von Leutnant Filchner gibt nähere interessante Auskünfte darüber. Ab und zu kommt wohl ein chinesischer Arzt mit seinem Medizinkasten in die Steppe und dreht für teures Geld den Natursöhnen seine Pillen an. In den letzten Jahren reisen auch japanische Kurpfuscher dort widerrechtlich herum. Epidemien sind sehr selten. Es wohnen zu wenige Menschen auf einem Fleck; die Niederlassungen sind weit von einander und last not least, diese sibirische Kälte lieben selbst die Bazillen nicht.

Der Charakter der Mongolen ist ein sehr guter. Sie sind freundlich, höflich und halten die Gastfreundschaft hoch. Wie am Herde der alten Germanen, so ist im Zelte der Fremdling willkommen. Gewalttätigkeit und Diebstahl ist ihnen verhaßt. Was sie versprechen, halten sie auch. Dabei sind sie nach unserem Empfinden stumpfsinnig und Meister in passivem Widerstand. Tapferkeit ist auch nicht ihre starke Seite, trotzdem sie mit Begeisterung die Heldentaten Kublai Khans und seiner Mannen besingen. Ihre Sinne sind, soweit es Gedächtnis, Gehör, Geruch und Orientierung anbetrifft, außerordentlich scharf. Sie sehen außerdem wie die Adler und finden Menschen- und Tierspuren wie die Hunde. Ihre Faulheit geht soweit, daß sie es unter ihrer Würde finden, zu gehen. Wer es irgendwie ermöglichen kann, setzt sich für die kleinste Strecke auf einen Pony. Die Hirten, Schäfer, Kameltreiber, Wagenführer sind alle beritten. Mutet man einem besseren Mongolen zu, nur einen Kilometer weit zu gehen, so sieht er den Betreffenden entgeistert an. Trotzdem wallfahrten nach dem heiligen Berge Wutaischan in Schansi jährlich viele Tausende von weit her zu Fuß, weil sie keine Reittiere zur Verfügung haben; ein Beweis, wie fromm die Mongolen sind. Der schlaue Chinese hat ihren Glauben so mißbraucht, daß er aus den mongolischen Reiterscharen, vor denen die Welt einst zitterte, die ohnmächtigsten, abergläubischsten Mönche gemacht hat. Trotzdem sie das frömmste Volk auf der Erde sind, steht ihre Moral auf keiner sehr hohen Stufe. Das gemeinsame Zusammenleben



Rast einer mongolischen Familie.



Aufbau einer Jurte.



Jurte.

der Geschlechter in den engen Wohnungen schafft viele Gelegenheiten, so daß durch die Macht der Gewohnheit niemand bei einem faux pas etwas findet. Die chinesischen Händler, welche von einer Jurte zur anderen ziehen, versichern, daß die mongolischen Schönen besonders für Fremde schwärmen, wie es einem Gerücht zufolge leider auch wo anders vorkommen soll. Doch haben die mongolischen Ehemänner nichts ernst-



Jurte.

liches dagegen einzuwenden. Die zahlreichen Klöster tragen auch nicht zur Hebung der Sittlichkeit bei.

Durch das Nomadenleben haben die Mongolen keine festen Sitze, sondern wohnen in transportablen Zelten. Nur Fürsten und reiche Leute leisten sich ein Haus, welches ganz in chinesischem Stil erbaut ist. Die Jurte oder Mongolbau ist 1,50 bis 2 m hoch und hat meist einen Durchmesser von 4—5 m. Sie besteht aus einem Gerüst von dünnen Holzstangen, welche kreuzweise durch Lederriemen festgebunden sind. Von außen ist sie ganz mit Filz bekleidet, der durch Stricke verknüpft ist. Die Form ist rund, um den Stürmen möglichst geringen Widerstand zu bieten. Außerdem ist sie am Boden 10—15 cm hoch mit Erde gegen eintretende Winde bedeckt. Die mittelste Filzdecke auf dem Dache läßt sich verschieben, um Licht und Luft herein, Rauch und schlechte Düfte hinauszulassen. Eine niedrige Holztür, welche nicht schließt, ermöglicht den Eingang. Der Fremde stößt sich meist empfindlich an den Kopf. Der Insasse läßt dieselbe auf, so daß die ersten Worte, die man in der Mongolei braucht, Utacha „Tür zu“ heißen müssen. Fenster sind nicht vorhanden, Stühle gibt es auch nicht. Man setzt sich auf die Erde oder nimmt die bei den Orientalen so beliebte Hockstellung ein. Die Tische sind 10 cm hoch und sehr klein. Jedem Europäer, der sich längere Zeit in der Mongolei aufhält, ist sehr zu raten, einen zusammenklappbaren Stuhl und Tisch mitzunehmen. In der Mitte der Jurte befindet sich ein eiserner Dreifuß, auf dem das Essen in einem großen Kessel gekocht wird. Zum Feuern benutzt man Argall, getrockneten Kamel-, Kuh- oder Pferdedünger, der bei Leuten, welche etwas auf sich halten, mit einer eisernen Zange unter den Feuerkessel gelegt wird. Die misera plebs gebraucht dazu die Finger. Es erfordert eine besondere Kunst und lange Übung, ein ruhiges, nicht qualmendes Feuer zu unterhalten. Der alles wissende chinesische Koch des fremden Reisenden, der von seinen Mitmenschen Da sche fu „großer Meister“ angeredet wird, räuchert gewöhnlich in kurzer Zeit die ganze Bude aus. Dann muß erst eine mongolische Schöne das Feuer wieder in Ordnung bringen. Der Tür schräg gegenüber, nach Westen, dem heiligen Tibet zu gerichtet, steht der hölzerne Hausaltar mit Räucherkerzen, Buddhastatuen und unzähligen kleinen Näpfen mit Wasser und Wein. In den Schränken des Altars werden heilige Bücher in tibetanischer Schrift in einem Umschlag von gelbem Tuch oder Seide aufbewahrt. Neben dem Altar steht rechts ein niedriges Ruhebett für das Familienoberhaupt. Alle anderen

müssen auf der Erde, die mit Fellen belegt ist, schlafen. Nur der Feuerkessel steht auf der Grasnarbe. — Der Platz rechts vom Eingange ist für die Familie bestimmt. Die Frauen haben den schlechtesten, dem Zug am meisten ausgesetzten Platz in der Nähe der Tür. Die Gäste erhalten ihre Lagerstätte auf der linken oder westlichen Seite. Soll jemand besonders geehrt werden, so muß er sich gegenüber der Tür rechts vom Altar niederlassen, z. B. werden die Lama so ausgezeichnet.



Inneres einer Jurte mit Hausaltar und einem mongolischen Ehepaar.

An den Wänden stehen buntbemalte Kisten mit Kleidern und Proviant, ferner hängen dort Mützen, Waffen und oft Hammelkeulen und sonstige Delikatessen, um sie vor Wölfen zu schützen. Eine Jurte steht selten allein. Gewöhnlich sind sie zu Niederlassungen vereinigt, die außer den Wohnjurten ein Paradezelt für vornehme Gäste, Versammlungen und religiöse Feierlichkeiten haben. Diese guten Stuben sind erstaunlicherweise

reinlich. Mit Baumwollen- oder Seidenstoffen behangen, mit schönen Teppichen und wertvollen Kissen geschmückt machen



Jurte.



Jurte.

sie einen wohnlichen Eindruck. Wohlhabende Mongolen stellen mehrere Jurten dicht zusammen und verbinden sie durch Türen,

so daß je nach der Zahl der Baue mehrere Wohnräume entstehen. Ganz Moderne leisten sich den Luxus eines Holzfußbodens und eisernen Ofens. Die Mongolen schlagen ihre Jurten an geschützten Stellen und guter Weide auf. Mit Leichtigkeit läßt sich ein solches Haus auf Kamele verpacken und schnell an einem anderen Orte aufbauen. In wenigen Stunden ist die neue Wohnung fertig. Sind die Steppenbewohner nur kurze Zeit unterwegs, so benutzen sie Leinwandzelte, welche sie von den Chinesen kaufen*).



Jurte.

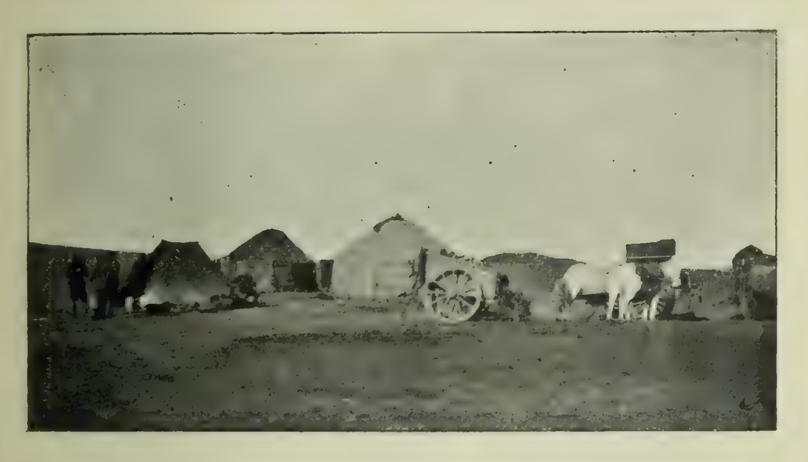
An Städten haben wir in der Steppe selbst Lamamiau, Urga, Uljassutai und Meimatschen.

Da die Mongolen keinen Handel treiben, so sind sie auf fremde Kaufleute, hauptsächlich Chinesen angewiesen. Diese

*) Den Chinesen kommt eine Jurte als Wohnhaus in dieser Form so komisch vor, daß sie folgendes Spottgedicht über diese barbarische Behausung gemacht haben:

Von weitem sieht es wie Grabeshügel aus,
Kommt man heran, so sieht man eine Tür.
Inwendig hört man der Stimmen laut Gewirr;
Tritt jemand nun heraus,
So ist's tatsächlich ein Mensch.

Händler haben an einzelnen Plätzen Geschäfte errichtet und Waren aufgestapelt. Die gegebenen Orte dafür waren die mongolischen Klöster, wie Lamamiau und Urga, zu denen die Mongolen stets in großer Zahl pilgern, um ihrem religiösen Bedürfnis nachzukommen. Die beiden anderen Städte führen ihren Ursprung auf den russisch-chinesischen Durchgangsverkehr zurück. Ein Kaufmann nach dem andern siedelte sich an, so daß eine Ortschaft entstand. Zum Schutze gegen Räuber führte man Wälle auf, und die Regierung schickte Beamte mit Soldaten; so entwickelten sich diese Städte. Außer den mongolischen Bannersoldaten sind in den genannten Städten noch einige chinesische Bataillone und Eskadrons. Diese Truppen haben keinen Gefechtswert, sondern dienen hauptsächlich als



Jurte.

Polizei. Es ist unvermeidlich, daß in einem solch endlosen Gebiete sich Räuber festsetzen. Dieselben sind nie Mongolen, sondern stets Chinesen, die manchmal durch Fremde, wie z. B. nach dem japanisch russischen Kriege, unterstützt werden. Ich weiß einen Fall von einem Deutschen im Jeholgebiet, welcher von einem Strauchdieb französisch angeredet wurde. Derselbe verschwand, als er die gute Bewaffnung und die Entschlossenheit des Reisenden bemerkte. Die Chinesen zeigen eine gewisse Gewandtheit in dem Fangen der Räuberbanden, wobei es allerdings nicht allein auf Tapferkeit, sondern auch sehr auf Hinterlist und Verrat ankommt. Ein chinesischer General machte 1900 den deutschen Soldaten sein Kompliment

über ihre Kriegstüchtigkeit; doch setzte er hinzu, daß sie nicht verständen Räuber zu fangen. Auf den Expeditionen marschierten sie mitten durch die Aufrührer, ohne sie zu erkennen; denn der Rebelle trägt dieselbe Kleidung wie der ruhige Bürger, so daß der Fremde den Wegelagerer ohne weiteres nicht herausfindet.

Die Nomaden selbst wohnen nie für längere Zeit in den Städten. Sie kommen nur, um Einkäufe zu machen, auf den Markt. Die interessanteste Stadt der Steppe ist Urga in dem Tale der Tola mit 13 000 Lama und 25 000 anderen Bewohnern. Der Reisende, der von Norden kommt, betritt zuerst Dakuren den mongolischen Teil, der nur von Priestern dauernd bewohnt ist. Unzählige Tempel und Klöster, in denen Tausende von Lama hausen, gibt es dort. Denn hier ist die Residenz des lebenden Buddha, der nach dem Dalai-Lama und dem Pantschen-Lama in Tibet die höchste Stelle in der Hierarchie einnimmt. Diese Inkarnation wohnt in einem Kloster unweit Urgas in einem russischen Hause. Die einzelnen Häuser, Jurten und Tempel der Mongolenstadt sind mit hohen Palisaden umgeben. Überall wehen Fahnen mit Gebetsprüchen und stehen Gebetstrommeln. Neben der Lamastadt liegt die russische, die aber größtenteils von Chinesen bewohnt wird. Man sieht dort europäische und chinesische Häuser. Die Zahl der Russen ist sehr zurückgegangen, seitdem der Teehandel nicht mehr den Weg durch die Steppe nimmt, sondern per Schiff über Wladiwostock geht. Sollte die Bahn Werchne—Udinsk—Kiachta—Urga—Kalgan gebaut werden, und so durch die jetzt vollendete Strecke Kalgan—Peking eine direkte Linie von Hankou, der Zentrale des Teehandels am Jangtsze, bis an die sibirische Bahn hergestellt sein, so würde der Weizen dort wieder blühen. Laut Staatsverträgen dürfen die Russen als einzige Fremde den Teehandel treiben. Neuerdings ist der Plan aufgetaucht, eine Automobillinie Sibartai 50 km nördlich Kalgan—Kiachta—Urga zu eröffnen. Eine großartige Idee! Doch liegt sie bei der mangelnden Unternehmungslust der jetzigen chinesischen Kaufleute noch in weiter Ferne und Fremde erhalten dazu keine Konzession. Die Möglichkeit des Autoverkehrs hat Fürst Borghese bewiesen, der die Strecke von Sibartai bis Urga ohne Schwierigkeiten in 4 Tagen zurückgelegt hat, zu der die schnellste Karawane 17—20 Tage braucht. Das Unternehmen müßte natürlich in großem Stile angefangen werden. Außer den Konsulatsbeamten leben z. Zt. 15—20 Russen in Urga, die mit Fellen handeln. Auch ein Engländer sitzt dort als

Pelzhändler. Von der russischen Stadt liegt 4 km östlich die chinesische „Maimai-tschen“ mit Tempeln, Beamtenwohnungen des chinesischen Residenten und seines Stabes und Läden, von Palisaden umgeben. Dazwischen liegt die sibirische Villa des russischen Generalkonsuls, die durch Wall und Graben, Stacheldraht und Wolfsgruben befestigt ist. Diese Verschanzungen rühren von dem Dunganenaufstand — 1871 — her. Damals schickten die Russen 600 Mann Infanterie, Kosaken und zwei Geschütze zum Schutze ihrer Interessen nach Urga. 1900 marschierten wiederum 300 sibirische Schützen und Kosaken anläßlich der Boxerunruhen ein. Jetzt hat das Generalkonsulat eine

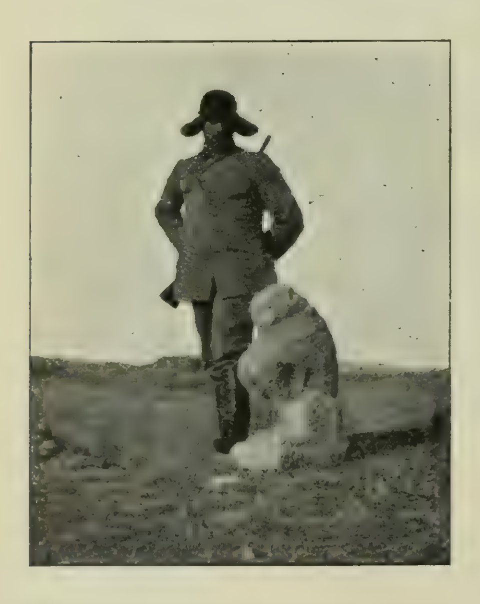


Tor aus den Ruinen der Sommerresidenz Schantu.

Wache von 30 Kosaken unter einem Leutnant. In der Nähe liegt das imposante Gebäude der früheren Russisch-chinesischen Bank, die unter ihren Direktoren stets ein geselliger Mittelpunkt für Einheimische und Reisende war. Leider hat diese Bank ihre mongolischen Filialen aus finanziellen Gründen dieses Jahr eingehen lassen. Es ist ein Fehler der russischen Politik, diesen wichtigen Faktor im Kampfe mit dem chinesischen und japanischen Einfluß nicht beachtet zu haben. Südlich der Tola liegt der heilige Berg Bogda-Ola, welcher mit dunklen Kiefern be-

deckt ist*). Kein Baum darf in dem Buddha geweihten Walde gehauen und kein Schuß auf das Wild abgegeben werden. Der Sage nach liegt dort Dschingis Khan begraben. Die Mongolen wagen nicht, diese Stätte zu betreten, um die Manen ihres verstorbenen Heldenkaisers nicht zu stören.

Lamamiau heißt Tempel der Lama, genannt nach den dortigen zwei großen Klöstern. Die Stadt ist durch ihren Viehhandel wichtig. In dem einen Kloster befinden sich zwei ausgestopfte Tiger, die der Kaiser Kanghi im Jagdgebiet nördlich Jehol geschossen haben soll. Eine Tagereise von Dolonor, „sieben Seen", der mongolische Name für Lamamiau, liegt die zerfallene Sommerresidenz Schantu des Kublai Khan, der im Winter in Peking residierte. Jetzt heißt der Ort „Schau nai man zume choda" (8 Tempel des Bildnis des Buddha), heute einige armselige Jurten. Von der alten Stadt sind nur noch die Mauern vorhanden. Da das Volk damals in Zelten wohnte, sind keine Häuserruinen übrig geblieben. Nur die Reste von Tempeln und Palästen sind vorhanden. Man findet marmorne Löwen, behauene Steine und glasierte Ziegel. Auf der altehrwürdigen Stätte weiden zwischen den Trümmern Pferde und Kamele. Auf ein einsames Häs'chen zielend schoß ich vorbei. Wie prächtig es zur Yuan-Zeit dort hergegangen ist, berichtet Marco Polo in dem 56. Kapitel von des Großkhans herrlichem Palast in Schantu. „In der Stadt Schantu (Xandu), die vom jetzt regierenden Großkhan Kublai erbaut worden ist, hat er einen Palast von Marmor und anderen schönen Steinen errichten lassen, der ebenso bewunderungswürdig ist wegen der Prächtigkeit seines



Steinlöwe aus den Ruinen der Sommerresidenz Schantu.

*) Ein alter Vulkan von 1600 m Höhe.

Planes, als auch der Kunst, mit welcher er ausgeführt worden. Die eine Hauptseite steht nach der inneren Stadt zu, die andere nach deren Mauern, und von jedem Ende des Gebäudes läuft eine Mauer von 16 Meilen im Umfang um die benachbarte Ebene, zu welcher man nur durch den Palast gelangen kann. Im Bereiche dieses königlichen Parkes liegen reiche und schöne Wiesen, die von vielen Bächen bewässert werden; darauf hegt man allerlei Wild, Damhirsche, Rehe und Böcke, die den Falken, Sperbern und anderen Vögeln, welche zur Jagd gebraucht werden, zum Unterhalt dienen. — Mitten in diesen Gärten in einem anmutigen Haine hat er ein königliches Lusthaus erbauen lassen, das auf schönen vergoldeten und bemalten Säulen ruht. Um jede Säule entfaltet ein Drache, der ebenfalls vergoldet ist, seine Flügel, während sein Kopf den Vorsprung des Daches stützt, und seine Krallen sind zur Rechten und Linken am Getäfel ausgestreckt. Das Dach ist von Bambusrohr, welches auch übergoldet und mit so schönem Firniß bemalt ist, daß die Nässe ihm keinen Schaden tut. Die Bambusrohre, welche dazu gebraucht werden, haben 3 Spannen im Umfang und 10 Klafter Länge; man durchschneidet sie von beiden Enden an in zwei gleiche Teile, so daß sie Rinnen bilden, und mit diesen ist das Haus gedeckt; aber um das Dach gegen den Wind zu schützen, ist jedes Rohr mit beiden Enden an den Dachstuhl befestigt. Das Gebäude wird von jeder Seite wie ein Zelt, von mehr als zweihundert starken seidenen Seilen gehalten, da es sonst wegen der Leichtigkeit des Rohres von der Gewalt stark wehender Winde umgerissen werden könnte. Das Ganze ist mit solcher Künstlichkeit gebaut, daß alle Teile zerlegt, weggeführt und wieder aufgestellt werden können, ganz nach Sr. Majestät Vergnügen.

Uljassutai und Maimatschen sind Handelsplätze an der Grenze und der Sitz chinesischer Residenten. Letztere Stadt ist besonders dadurch interessant, daß ihr Nordwall die Grenze bildet. Unmittelbar dabei liegt die russische Stadt Kiachta, welche wie Urga früher eine wichtige Teezentrale war. Jetzt warten die vielen Millionäre, die wie russiche Bauern aussehen und leben, auf die Erbauung der Bahn.

An Städten, die für die Mongolen und ihr Land wichtig sind, aber nicht in der Steppe liegen, kommen hauptsächlich Peking, Jehol, Kalgan, Kweihwatschöng, Lantschou, Hsiningfu, Hami und Kobdo in Betracht. Diese Städte vermitteln den Handel zwischen Mongolei, China und Rußland (Hami, Kobdo). Peking hat seine Bedeutung als Ziel der Tributgesandtschaften

und Sitz des Kolonialamtes. Reiche Mongolen reisen mit Vorliebe nach Peking, um dort außer Gebrauchsgegenständen kostbaren Schmuck zu kaufen. Neben den vielen Klöstern der Steppe spielt in China selbst als lamaistischer Wallfahrtsort der Wutaischan in Schansi eine große Rolle*). Zur Zeit der Ming-Dynastie befanden sich in diesen heiligen Bergen 600 Klöster. Ein großer Teil ist zerfallen, andere wiederum sind infolge reicher Spenden sehr gut erhalten. Der Besuch des Dalai-Lama 1908 hat die Lebensfähigkeit vieler Heiligtümer verlängert. Der Fremde wird in dem großen Tempel Chilosse, „Freudentempel" (im Volksmunde Nanschansse „Tempel des südlichen Berges" genannt) herrlich aufgenommen. Der Wutaischan „Fünf-Terrassenberg" ist in neuester Zeit durch die Peking—Hankau-Bahn für die Mongolen schnell zu erreichen. Sie fahren von Kalgan über Peking bis südlich Pautingfu, mieten sich Wagen oder Reittiere und sind in 4—5 Tagen in dem gelobten Land. Zwar kommt ihnen die Lokomotive als ein Teufelswerk vor, und mit aufgesperrtem Maule, wie Atta Trolls Kinder, stehen diese Natursöhne, die noch nie eine Dampfmaschine gesehen, auf dem Bahnhofe. Da aber der Dalai-Lama, der tibetanische Papst, höchst persönlich sich einem solchen Feuerwagen, der mit gelber Seide ausgeschlagen war, anvertraut hat, so setzen sie sich auch ruhig hinein, ihre Gebetsformel „Om mani padme hum" unaufhörlich vor sich hermurmelnd. Außerdem ist die Beförderung billiger und schneller.

In der Jurte spielt sich das Leben des Mongolen zum größten Teile ab. Hier wird er geboren und erhält von einem schriftgelehrten Lama den ersten Unterricht, falls er nicht in ein Kloster gesteckt wird. Solange er unverheiratet ist, bleibt er bei seinen Eltern wohnen. Gründet er aber einen Hausstand, so kommt ihm ein eigenes Heim zu. In einem Zelte wohnen viele Menschen, das Oberhaupt mit seiner Frau, die unverheirateten Kinder, Verwandte, Angestellte und reisende Kaufleute. „Da drinnen aber ist's fürchterlich", besonders im Sommer. Der Mongole hat meist nur eine Frau. Fürsten und Beamte gestatten sich wohl den Luxus eines kleinen Harems. Sie kaufen sich dann von den anwohnenden Chinesen kleine Mädchen, weil es an Mongolinnen fehlt. Infolge der Priesterwirtschaft gibt es viel mehr Männer wie Frauen. In Tibet geht es so weit, daß eine Frau mehrere Gatten hat. Sind dem

---

*) Schon im 5. Jahrhundert befand sich dort ein Heiligtum, welches Kublai Khan wieder erneuerte.

Mongolen mehr als zwei Knaben geboren, so muß der eine Lama werden. Bei fünf Söhnen werden drei Geistliche. Diese frommen Leute dürfen nicht heiraten, tun es aber doch des öfteren. Ihre Frauen nennen sie dann jüngere oder ältere Schwestern, je nach der Zahl der Semester. Der offiziell verheiratete Mongole trägt, im Gegensatz zu seinem geistlichen Bruder, welcher mit rasiertem Schädel umherläuft, einen Zopf. Er heißt Hara kun „der schwarze Mann“. Ebenso wie der Lama führt er ein beschauliches Dasein. Er ißt, trinkt viel, wenn er Geld hat, schläft, verdaut, raucht seine Pfeife, manchmal sogar Opium, welches ihm chinesische Kaufleute verbotenerweise geben. Mit Vorliebe singt er Lieder von der Herrlichkeit der Yuan-Dynastie, er besucht viel seine Freunde, kolportiert Neuigkeiten und klatscht gewaltig. Es ist erstaunlich, wie schnell sich Neuigkeiten ohne moderne Hilfsmittel in diesem Lande verbreiten. Nur ein Telegraph geht von Kalgan nach Urga mit zwei Kontrollstationen, die aber ohne weiteres keine Telegramme annehmen oder aufgeben dürfen. Neuerdings will man Tibet und Peking durch Telefunkenstationen verbinden. Die mündlichen Nachrichten werden natürlich sehr entstellt. So war die Kunde über den Tod des Kaisers Kwangssü „Fortsetzung des Glanzes“, im September 1908 nach 36 Stunden fünf Tagereisen nördlich von Kalgan mit riesigen Ausschmückungen verbreitet. Arbeiten tut der Hara kun und Lama kun sehr ungern. Höchstens kümmern sie sich um ihre Pferde, bei denen die Jüngeren Tag und Nacht Wache halten, wenn es sein muß. Auf Jagd reiten sie, wenn sie Waffen haben. Füchse hetzt der Mongole mit Windhunden. Die Arbeit überläßt er den Frauen. Zwar behandelt er seine Frau sehr gut, steht auch meistens unter dem Pantoffel, was bei der Größe dieses Gegenstandes in der dortigen Gegend nicht wenig sagen will. Aber weder dem Manne noch seiner Ehehälfte kommt der Gedanke, daß der Herr des Hauses doch wohl auch höchst persönlich Hand anlegen könne. Die Frau hat alles zu besorgen. Zunächst fällt ihr die Aufgabe zu, die Kinder zu warten. Viel ist dabei allerdings nicht zu tun. Das Waschen fällt zunächst ganz aus. Es gibt wohl kaum ein Volk, das so wasserscheu ist wie diese Steppenbewohner. Die außerordentliche Kälte, die geringen Wassermengen entschuldigen etwas den Schmutz. Viel mehr Sorge macht das Vieh. Da sind die Kälber an die Mutter zu führen, die Kühe morgens zu melken und die Schafe und Ziegen auf die Weide zu treiben. Das Kochen, Sahnen und Buttern ist natürlich

auch der Frauen Sache; ebenso wie das Nähen der Kleider und Pelze für die ganze Familie.

Ferner macht die Frau Riemen- und Pferdefesseln, bessert Stiefel und Sättel aus. Die wichtigste und im Winter mühsame Arbeit des Mist-„Argall"-Sammelns ist auch ihr Ressort. Bei gänzlichem Holzmangel dient dieser als alleiniges Heizungsmaterial. Wie bei uns der Reichtum eines Bauern nach der Größe des Dunghaufens im Hofe gemessen wird, so erkennt man auch den begüterten Mongolen an der Zahl seiner Argallberge. Bei ihrem Anblick muß ich stets an das Gedicht eines humorvollen poetischen Mitreisenden denken, welches mit den schönen Worten beginnt:

Der Mongol muß mit Dünger geizen,
Sonst kann er den Salon nicht heizen.

Die Fütterung der großen schwarzen Hunde, welche sehr böse sind und als Schutz gegen Räuber und Wölfe gehalten werden, fällt auch der Frau zu.

Lesen und Schreiben kann die weibliche Bevölkerung nicht. Unter den Männern trifft man wohl 50 Proz. an, welche hierin etwas kundig sind. Nur die Lama zeichnen sich durch ihre Kenntnisse besonders aus. Als Jungen von 8—10 Jahren beginnen sie in den Klosterschulen ihre Studien. Die mongolische Sprache ist eine ural-altaische. Sie hat viele Dialekte*). Das ostmongolische wird in senkrechten Zeilen von links nach rechts geschrieben. Es ist bedeutend leichter zu erlernen wie chinesisch. Dem Mongolen fehlen in seiner Sprache viele Wörter für Dinge, die er erst im Laufe der Zeit kennen gelernt hat. Er nimmt dafür chinesische, russische oder tibetanische Wörter an, je nach dem Ursprung der Dinge, ähnlich wie in dem Japanischen für moderne Begriffe englische Worte gang und gäbe sind.

Im allgemeinen geht das Leben seinen eintönigen Gang. Es findet nur eine Unterbrechung durch Familien- und religiöse Feste. Zunächst werden die Geburtstage wie bei uns gefeiert. Taufen sind ebenfalls ein freudiges Ereignis. Es ist eine Ironie des Schicksals, daß bei einem Volke, welches sich fast nie wäscht, zu dieser Zeremonie ein Vollbad gehört. Es erscheint ein Priester, welcher unter Beten Medikamente in das Wasser gießt und zum Segen hineinspuckt. Darauf erhält der Täuf-

*) Sie ist aus 17 Konsonanten, 7 Vokalen und 5 Diphtongen zusammengesesetzt. Sie kennt Deklinationen und Konjugationen. Das Hauptwort wird an das Ende des Satzes gestellt. Deutlich hört man beim Sprechen das häufig vorkommende rollende r, während es ein f nicht gibt.

ling seinen Namen, der sehr poetisch klingt wie „Morgenstern“, „der Ewige“. Wie bei uns, findet darauf ein Diner statt, und es werden Geschenke überreicht. Auch bei den Mongolen ist „Hochzeitmachen wunderschön“. Zunächst wird von den Lama ein günstiger Tag bestimmt. Der alte Brauch des Brautraubes existiert nicht mehr. Doch muß der Bräutigam vor der Hochzeit seinem Schwiegervater gewissermaßen einen Brautpreis, bestehend aus Vieh, Kleidern oder Geld, schicken. Reichgeschmückt kommt die Braut zur Niederlassung ihres Zukünftigen geritten, nachdem sie vorher Sachen für den Hausstand, Pelze und sonstige Geschenke geschickt hat. Sie wird dort von den Frauen in prächtigen Anzügen und mit ihrem schönsten Schmuck behangen begrüßt. Dann kniet die Braut nieder, um den Himmel und die Erde anzubeten. Darauf macht sie vor jedem Mitglied ihrer neuen Familie Kotau — Berühren der Erde mit dem Kopfe. Am Abend findet ein großer Festschmaus statt, wobei besondere Hochzeitsweisen ertönen, die sich sehr feierlich anhören. Reiche Mongolen lassen sich berühmte Sänger von weit her kommen. Am Hochzeitsmorgen macht die Braut in jedem Zelte der Niederlassung ihren Besuch und gibt eine Hata. Es ist dies eine lange seidene Schärpe, die bei Feierlichkeiten in der Mongolei überreicht wird.

Auch die Totenbestattung geht mit gewissen Zeremonien vor sich. Vornehme Mongolen oder Mongolinnen werden in einen Sarg gelegt und nach chinesischer Sitte begraben. Verstorbene ohne besonderen Rang werden in ein Tuch gewickelt und auf einen Hügel, der von den Priestern als besonders heilig bezeichnet wird, niedergelegt. Eine andere Methode ist die, daß der Leichnam lose auf einen Ochsenkarren gepackt wird. Es geht dann abseits einer Straße oder Niederlassung im schnellsten Tempo über Stock und Stein, so daß die Leiche herunterfällt. Der Fahrer wagt sich nicht umzusehen, wohin der Tode fällt. Er fürchtet den bösen Geist, der im rasenden Lauf die Fahrt verfolgt. Der Leichnam bleibt da, wo er hinfällt, liegen. Je schneller diese in der Wildnis zurückgelassenen Toten von Raubvögeln, Wölfen und Hunden, die darauf lauern, aufgefressen werden, desto eher können die Seelen aus dem Körper in den Leib eines anderen Lebewesens fahren. Vor dieser Prozedur bleibt die Leiche drei Tage in der Jurte liegen. Lama verrichten an der Bahre Tag und Nacht Gebete. Die Geistlichen, für welche die Unkosten beglichen werden können, werden verbrannt und ihre Asche in Säckchen aufgehoben. Die Überreste vornehmer Prälaten werden auf dem heiligen Berge

Wutai in Schansi beigesetzt oder sogar nach Tibet gebracht. In der Nähe des Huangsse „gelben Tempel“, außerhalb der Nordmauer der Tatarenstadt in Peking, befindet sich in dem Tientan solch ein Aufbewahrungsort und Verbrennungsanstalt für verstorbene Lama. Sie sitzen dort in hockender Stellung in Holzkästen, durch Einspritzung starker Salzlösung konserviert. Sobald das nötige Geld und ein günstiger Zeitpunkt vorhanden ist, werden sie zu Asche gemacht, die bei Gelegenheit nach den oben genannten Heiligtümern geschickt wird. Bis zur Überführung bleibt die Asche in einer zerfallenen Halle dieses Tempels, fein säuberlich in Leinwandsäckchen an der Wand aufgehängt.

Religiöse Feiern finden bei Tempelfesten und Geburten lebender Buddhas statt. Sie werden, abgesehen von Kotau, Beten und Weihrauch verbrennen, durch Essen und Trinken, Tänze in grotesken Kostümen, sowie Pferderennen gefeiert. Letztere werden auf lange Distanzen abgehalten und weisen meist ein zahlreiches Feld auf. So liefen im Jahre 1792 nach Dr. Forke zur Feier der Geburt eines neuen lebenden Gottes 3732 Pferde auf einmal“. Vor dem Abreiten werden die Mongolen von Lama gesegnet, die Pferde mit Stutenmilch bespritzt. Die Preise stiften die Klöster; teils geben sie Vieh, teils Geld. Wie ich gehört habe, soll der erste Preis bei dem Rennen in Lamamiau 150 M betragen. Die Zusammenkünfte der Beamten und Ältesten, sowie die Familientage verlaufen wie wo anders auch.

Das größte jährliche Tempelfest findet am 14. und 15. des 6. chinesischen Monats (Mai) zu Ehren der wiedererwachten Natur statt. Lama, als Gerippe maskiert, tanzen dort. Auch Masken, die wirkliche und sagenhafte Tiere vorstellen, führen religiöse Tänze auf, wie das Bild Seite 86 zeigt.

Die Kleidung der Mongolen besteht aus einem langen Pelz, der mit Zeug oder Seide überzogen, oft auch nur gefärbt ist. Hosen werden nicht allgemein getragen. In der heißen Zeit ziehen die Steppensöhne einen Tuchrock an, falls sie bemittelt sind. Wenn nicht, so ist das Haarkleid auch Sommerkostüm. Der arme Mongole legt seinen Pelz nicht ab, bevor er ihm vom Leibe fällt. An den Füßen trägt er Lederstiefel, welche er meist in Kwei hwa tschöng als dortige Spezialität kauft. Seine Strümpfe sind aus Filz oder Pelz. Auf dem Kopfe hat er eine pelzumränderte Mütze in den abenteuerlichsten Formen. An der Seite trägt er ein Eßbesteck — Messer mit Stäbchen — und ein Feuerzeug mit Tabaksbeutel. Unter seinem

Rocke verwahrt er einen Holz- oder Porzellannapf, den er nie verleiht, und eine kleine Flasche mit Schnupftabak. Wie wir uns bei Begrüßungen die Hände geben, so tauschen dort die Männer ihre Fläschchen aus, um eine Prise zu nehmen. Nachdem sie sich gelabt haben, geben sie dieselben wieder zurück. Die Fläschchen sind oft aus kostbarem, durchsichtigem Stein mit prachtvollen Malereien, die meist innen angebracht sind. Die Pfeife verwahrt der Mongole im Stiefel. Er raucht mit Leidenschaft und bringt den Reisenden dadurch zur Verzweiflung, daß er in jedem wichtigen Momente, wo es auf Schnelligkeit ankommt, z. B. auf der Jagd, nach dem Absitzen vom Pony zunächst umständlich seine Pfeife ansteckt und dann erst sich auf ein Gespräch einläßt. Beide Geschlechter lieben den Schmuck über alles. Der Mongole legt daher sein Geld außer in Herden in Silber, Gold und Edelsteinen an. Eßbesteck und Feuerzeug sind oft aus Silber mit Korallen geschmückt und hängen an schweren echten Ketten. Armbänder und Ringe mag er sehr gern. Der Kopfschmuck vornehmer Mongolinnen repräsentiert oft den Wert von mehreren tausend Mark. Auf dem Edelsteinmarkt, der nach Chinesisch-Neujahr in Peking stattfindet, trifft man reiche Mongolen mit ihren Frauen und Töchtern in großer Anzahl. Die Farbe der Kleidung ist sehr grell. Die Lama bevorzugen vor allem rot und gelb. Da die Mongolen ihre fettigen Messer und dreckigen Finger stets direkt am Rocke abwischen und denselben meist als Taschentuch benutzen, verliert er bald den ursprünglichen Glanz; ein Reinigen gibt es nicht. Die mongolischen Beamten tragen die chinesische Amtstracht mit Sommer- und Winterhut. Den Rang erkennt man, wie im Reiche der Mitte, an den Hutknöpfen und Brust- bzw. Rückenschilden. „Navarra" gibt darüber folgende Tabelle:

Grad	Knopf	Brust- bzw. Rückenschild Militär	Zivil
1.	Glattrote Koralle	Tschilin	Storch
2.	Geblümte rote Koralle	Löwe	Goldfasan
3.	Durchsichtiger blauer Saphir . .	Leopard	Wildgans
4.	Undurchsichtiger blauer Lazurstein	Tiger	Kranich
5.	Durchsichtiger weißer Kristall .	Bär	Silberfasan
6.	Undurchsichtiger weißer Kristall .	Tigerkatze	Weißer Reiher
7.	Glatter Goldknopf	Tigerkatze	Rebhuhn
8.	Geblümter Goldknopf	Seepferd	Wachtel
9.	Silberknopf	Seepferd	Dohle

Die Beamten bis zum fünften Rang tragen eine „Tschauco", Kette aus mehr oder weniger wertvollen Steinen. Die Pfauen-

feder wird bis zu drei Stück — san hua ling „drei bunte Pfauenfedern“ — verliehen, je nach Verdienst. Die höchste Auszeichnung ist die gelbe Jacke, die auch einige mongolische Fürsten tragen. Neuerdings erhalten chinesische Beamte auch den ursprünglich nur für Europäer bestimmten Orden des doppelten Drachen. Diese Auszeichnung wird besonders denjenigen Würdenträgern verliehen, die als Gesandte oder in besonderen Missionen im Auslande zu tun haben.

Die mongolischen Frauen kleiden sich ähnlich wie ihre Männer; doch findet man bei den einzelnen Stämmen verschiedene Trachten. Sie haben meist nach chinesischer Sitte eine ärmellose, bunte Weste an. Stechende Farben werden bevorzugt. Wie überhaupt auf das mongolische Leben, hat China auch auf die Mode eine große Einwirkung. Es gilt als chic à la Peking gekleidet zu gehen. Bei Urga tragen die Frauen hochstehende Puffärmel, so daß sie unseren Damen zur Ritterzeit nicht unähnlich sehen, zumal diese damals auch in puncto Reinlichkeit viel zu wünschen übrig gelassen haben. Originell ist die Haartracht der Frauen. Unverheiratete lassen sich einen Zopf wachsen. Die im glücklichen Besitz eines Gatten sind, scheiteln ihr Haar, dessen Strähnen sie durch Holzstäbchen stützen und mit Korallen, Münzen und Silberketten schmücken. Das ganze wird mit Fett überzogen und sieht dann zwei Flügeln oder, besser gesagt, Elefantenohren ähnlich. Am Hochzeitstage wird das Haar kunstvoll geflochten und nie wieder aufgelöst, so daß es vollständig verfilzt, was ganz zum übrigen Schmutze paßt. Je nach der Gegend sind die Haartrachten verschieden. Aber stets sind sie mit Schmuck und kleinen Beißer'chen beladen. Die Frauen sind ebenso gute Reiter wie ihre Männer. Von weitem geben sie in ihren bunten Kleidern auf einem flotten Pony ein schönes Bild.

3. Einteilung der Mongolen.

Das Volk der Mongolen wird in vier Klassen eingeteilt:

1. Fürsten,
2. Adlige,
3. Geistlichkeit,
4. das übrige Volk.

Die innere Mongolei besteht aus 24 Stämmen mit 49 tributpflichtigen Bannern. An der Spitze jedes Banners steht ein Fürst. Die Würde ist erblich, bedarf aber der Bestätigung durch den chinesischen Kaiser. Der nächste Erbe ist der

älteste Sohn. Ist kein ehelicher Sohn vorhanden, so betraut der Fürst einen nahen Verwandten oder den Sohn einer Konkubine mit seiner Nachfolge. Der Rang dieser Prinzen ist nicht gleich. Wir finden unter den mongolischen Fürsten Prinzen des ersten Grades bis Herzöge des zweiten Grades. Die Rangstufen sind dieselben wie am kaiserlichen Hofe. Sie nehmen von Sohn zu Sohn ab, so daß in der zwölften Generation der Nachkomme eines Prinzen ersten Grades ein gewöhnlicher Edelmann ist. Nach dem Range richtet sich die Apanage. Wie die chinesischen, so erhalten auch die mongolischen Prinzen Geld von dem Drachenthrone. Sind sie mit chinesischen Prinzessinnen verheiratet, so bekommen auch diese die ihnen zustehende Summe. Die direkten Nachkommen der Kaiser der Tsing-Dynastie nennt man Hwang daise „gelbe Gürtelmänner". Diese erhalten etwas mehr Geld und Reis, wie ihre Stammesbrüder, und stehen unter einem besonderen Gerichtshof*). Hat der gelbe Gürtelmann aber keine einflußreiche Stellung, so beachten Polizei und Gericht seine Privilegien sehr wenig. Es gibt viele dieser kaiserlichen Nachkommen, die als gewöhnliche Kuli arbeiten.

Bei der Unterwerfung Chinas haben sich acht mandschurische Familien durch besondere Tapferkeit ausgezeichnet, deren Nachkommen ewig Prinzen ersten Grades bleiben. Sie haben den Ehrentitel Tie mause „eiserne Mütze". Außerdem behält das Oberhaupt der Familie des Konfucius stets den Herzogtitel, das des Mencius und des Koxzinga, des Eroberers von Formosa, den Grafentitel.

In der inneren Mongolei sind außer diesen tributären Fürsten die sogenannten „acht Banner" angesiedelt. Es sind das diejenigen Mongolen, welche beim Einbruch der Tsing-Dynastie in China sofort auf seiten der Mandschuren gekämpft haben. Sie sind 1627 nach dem Muster der acht mandschurischen Banner formiert worden und führen als Abzeichen dieselben Farben:

1. gelb,
2. gelb, rot gerändert,
3. weiß,
4. weiß, rot gerändert,
5. blau,
6. blau, rot gerändert,
7. rot,
8. rot, weiß gerändert.

---

*) Jeder männliche Mandschu erhält monatlich Geld und Reis auf Staatskosten.

Die entsprechenden Fahnen wehen an den Häusern und Jurten. Außer den acht mandschurischen und acht mongolischen Bannern existieren noch acht chinesische. Diese bestehen aus den Nachkommen der Chinesen, welche verräterischerweise ihren Kaiser im Stich gelassen und den eindringenden Mandschus sofort geholfen haben. Jeder der acht Banner soll 25—30 000 Mann stark sein. Die mongolischen Bannerleute, welche meist dem Stamme der Tsachar angehören, sind teilweise ganz Chinesen geworden. Sie treiben Ackerbau und Handel, auch haben sie chinesische Beamtenstellen inne. So ist z. B. der englisch sprechende Vorsteher des Fremdenamtes in Kalgan, Ênlehutai, ein Tsacharmongole. Während die Modernisierten in Kalgan, Lamamiau und Jehol sitzen, wohnen die Nomaden gebliebenen teilweise auf dem kaiserlichen Weidelande und hüten die kaiserlichen Pferde.

Die acht mongolischen Banner sind militärisch organisiert. Ihre Bewaffnung ist gänzlich verschieden. Außer Steinschlössern, Vorderladern, dem deutschen M. 71/84 und M. 88 findet man Modelle sämtlicher Staaten. Einzelne veraltete Geschütze besitzen sie auch. Nach dem Berichte eines Missionars haben sich 1900 bei Beginn der Boxerunruhen, auf Befehl von Peking aus, diese Krieger nördlich von Kalgan versammelt. Gehorsam kamen die gar nicht Kampfesmutigen mit großem Troß zu Pferde von weither. Sie schlugen ein Lager auf, hielten begeisterte Reden, erwarteten die Befehle, die kommen sollten, aber nicht kamen. Ein Teil kehrte daraufhin zurück. Die Treuesten warteten so lange, bis sie nichts mehr zu essen hatten. Ihre Pferde mußten sie an spekulative chinesische Kaufleute verschleudern, die ihnen dafür Proviant gegeben hatten, so daß sie mit dem Sattel auf dem Rücken zu Fuß nach ihren heimischen Penaten zurückkehrten. Einen Gefechtswert besitzen diese Truppen nicht, zumal ihnen jede kriegerische Begeisterung und jede sachgemäße Anleitung fehlt. Die Chinesen hüten sich auch wohl, den harmlosen Steppenbewohnern wieder Kriegskünste beizubringen. Es könnten doch vielleicht Kublai Khans Scharen würdige Nachfolger entstehen. Zurzeit würde es China außerdem sehr schwer fallen, seine Nebenländer militärisch zu organisieren, wo es noch mit sich selbst genug zu tun hat. In den letzten Jahren konnte man auf dem Exerzierplatze vor dem Tutungyamen in Kalgan chinesierte Tsacharmongolen sehen, welche in moderner Weise gedrillt wurden, d. h. sie exerzierten ohne Waffen auf dem Karree, wie bei uns die Rekruten in den ersten Tagen der Ausbildung. Einen

scharfen Schuß geben sie nicht mehr ab, seitdem Bogen und Pfeile verpönt sind. Diese acht Banner stehen unter dem Tatarengeneral von Kalgan, vier sitzen in Kalgan, vier im Jeholgebiet. Zu der inneren Mongolei gehören, wie schon erwähnt, auch die Ordos, die in sieben Choschunate geteilt sind (nach Prschewalski):

1. im Norden { die Dalden und Changin,
2. im Westen { Otok, Sasak,
3. im Süden Uschin,
4. im Osten die Dsungarei,
5. in der Mitte Wan.

Die äußere Mongolei, die sich von der Gobi bis nach Sibirien erstreckt, wird zum größten Teile von den Chalchas bewohnt. Die zwei östlichen Chanate „Tuschetu und Tsetsen" stehen unter Oberaufsicht des Residenten von Urga, die zwei westlichen Dshassaktu und Sain-noion unter der des Tatarengenerals in Uljassutai. Jedes Chanat hat seinen eigenen Fürsten.

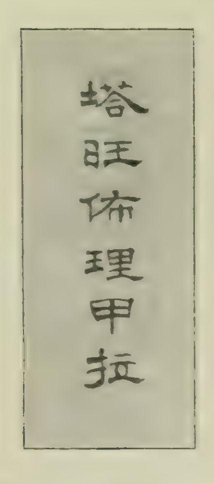
Zu der äußeren Mongolei gehören auch die Mongolen des Alaschangebietes, deren Fürst in Walienfu residiert. Er ist ganz chinesiert und hat eine kaiserliche Prinzessin zur Frau. Nach dem Vorbilde seiner Eltern und Großeltern, deren Leben und Treiben der Russe Prschewalski beschreibt, ist auch er sehr fremdenfreundlich. Er kommt jährlich nach Peking und läßt sich alle fremden Einrichtungen genau erklären. Sein Land wird in 34 Banner eingeteilt. (Siehe Abb. Seite 38.)

Die Mongolen stehen bei Streitigkeiten untereinander unter ihren Fürsten und deren Beamten. Bei Meinungsverschiedenheiten zwischen Chinesen resp. Mandschuren und Mongolen haben allein die Tatarengenerale oder die Residenten zu entscheiden. Nur die acht mongolischen Banner gehorchen stets der Jurisdiktion des Tutung in Kalgan. Da es in der weiten Steppe keine Gefängnisse gibt, folgt der Tat die Strafe auf dem Fuße, notabene wenn der Angeklagte erwischt wird. Entweder wird der Übeltäter ausgepeitscht, verbannt oder muß zur Strafe dem Fürsten oder dessen Stellvertreter eine Anzahl Tiere abliefern. Diebstahl wird hart bestraft. Pferderaub im Wiederholungsfalle wird durch Enthaupten geahndet. Die Parteilichkeit und Bestechlichkeit der Beamten ist sehr groß. Die Fürsten regieren als Despoten, so daß Prozesse selten vor das Forum kommen. Infolge des patriarchalischen Familienwesens hat das Oberhaupt ein Macht-

wort, dem jeder ohne weiteres gehorcht. Was das Eherecht anbetrifft, so kann ein Mann seine Frau ohne Grund verstoßen, erhält dann aber das Verlobungsgeschenk bzw. den Kaufpreis nicht zurück. Eine Frau darf ihren Mann auch verlassen, wenn sie ihn nicht liebt. Doch muß der Schwiegervater dem Schwiegersohn einen Teil des Kaufpreises wieder zurückgeben.

Die Mongolen bedienen sich des chinesischen Kalenders. Wie innerhalb der großen Mauer, so wird auch in der Steppe Neujahr lange und kräftig gefeiert. In China geht die Ruhe so weit, daß am 1. Januar kein Eisenbahnzug fährt.

Steuern in Gestalt von Vieh werden an die einheimischen Fürsten gezahlt, die wiederum dem Hofe in Peking Tribut schicken müssen, welcher allerdings mehr oder weniger nur Formsache ist. Die Geistlichkeit und Tempel sind abgabenfrei. Bei Durchreisen, Hochzeiten der Prinzen, sowie ähnlichen Ver-



Chinesische Visitenkarte des Alaschanfürsten.



Fürst des Alaschangebietes.

anlassungen werden besondere Sammlungen veranstaltet. Wie ihren Fürsten, so geben die frommen Mongolen den Lama und Klöstern Geschenke, die im Laufe der Zeit mit Abgaben gleichbedeutend geworden sind. Besonders ihren lebenden Göttern lassen sie viel zukommen. So haben die in Urga wohnenden Mongolen hart bluten müssen, als außer ihrem lebenden Buddha noch der Dalai-Lama aus Lhasa mit einem riesigen Gefolge sich längere Zeit dort aufhielt. Die Ehre, zwei Inkarnationen zu beherbergen, ist ihnen teuer geworden. Die Chinesen erheben in der Mongolei Grund- und Viehsteuern. Zu diesem Zweck bereist der vom Kolonialamt dem Fürsten beigegebene Mandschubeamte das betreffende Gebiet, meist nicht ohne auch für sich erheblich zu sorgen. Sein Gefolge squeezt dabei schamlos. Dieses schöne Wort aus dem Englischen, welches Erpressen bedeutet, ist für jeden, der längere Zeit in Ostasien gewohnt hat, mit einem Chinesen unzertrennlich; denn derselbe, vom Kuli bis zum Minister — natürlich gibt es Ausnahmen, aber sehr wenige — arbeitet bei jedem Auftrag in seine eigene Tasche. 10 % vom Werte ist ortsüblich.

4. Haustiere der Mongolen.

Die Mongolen sind Viehzüchter; nur dicht an der Großen Mauer findet man Ackerbauer unter ihnen. Auch die am Lobnoor wohnenden, welche von Fischfang leben, machen eine Ausnahme; auf ausgehöhlten Baumstämmen befahren sie den See. Der Reichtum der Steppenbewohner besteht daher nicht in Geld, sondern vorzugsweise in Herden. Wie der moderne Mensch Papiere auf die Bank trägt und dort versucht anzuhäufen, so setzt der Mongole seinen Stolz darein, viele Tiere sein eigen zu nennen. Trotz guten Angebots verkauft er seine Pferde, Kamele, Rinder und Schafe nicht, falls er kein Geld gebraucht.

Von dem mongolischen Pony, der den meisten Fremden in China ein unzertrennlicher Freund geworden ist, sei es im Dienst, auf Reisen oder beim Sport, werde ich in einem besonderen Abschnitte erzählen. Ich will zunächst hier von den anderen Haustieren sprechen. Nächst dem Pferde sind dem Mongolen die Kühe am unentbehrlichsten. Tagsüber befinden sich dieselben auf der Weide. Abends kehren sie zu den Niederlassungen zurück und werden dort dicht vor den Jurten an einem Nasenringe kurz über dem Erdboden angebunden, so daß sie sich bald legen müssen; bei der polarmäßigen Kälte kein beneidenswertes Lager. Infolge Inzucht und schlechter Pflege sind die Tiere sehr verkümmert. Sie

haben einen viel dichteren Pelz wie unsere Rinder. Die Kühe geben wenig Milch und diese nur, wenn sie ein Kalb haben. Bei den teueren Heupreisen und der wenigen Milch verlohnt es sich nicht für europäische Zwecke, mongolische Milchkühe in den Vertragshäfen einzuführen; es sei denn, daß die Tiere durch sachgemäße Zucht veredelt würden. Es sind sowohl in Tsingtau wie in Tientsin europäische und australische Kühe eingeführt worden, doch sind die Versuche infolge einer Seuche mißlungen*). Von der geringen Milch der Steppenkühe nähren sich die Mongolen zunächst selbst, so daß das Kalb auf halbe Rationen gesetzt, also von Jugend auf unterernährt wird. Da manche Kälber ihre Mutter verlieren, so muß außerdem des öfteren eine Kuh zwei Kälber stillen. Diese geringe Produktionsfähigkeit erklärt auch, daß die Mongolenfrauen sehr ungern Milch verkaufen. Sie geben als Gastgeschenk einen kleinen Becher voll, größere Mengen lassen sie sich aber teuer bezahlen, 20—30 Pfg. für ein Wasserglas voll. Kälber verkaufen die Mongolen übrigens nie. Der größte Teil der Bullen wird geschnitten und als Zugochsen vor primitive dogcartartige Karren ohne Eisenteile mit fast viereckigen Rädern gespannt. Der Preis eines Ochsen beträgt 80—120 M. Gewöhnlich sind sie entsetzlich mager und werden zum Schlachten erst verkauft, wenn sie als Zugtier keine Verwendung mehr finden können. Die Chinesen halten Rindfleisch für schwer verdaulich, was seinen Grund wohl in der miserablen Qualität hat. In der äußeren Mongolei vertritt der zahme Jack das Rind.

Eine große Rolle spielt der sog. Fettschwanz, eine Schafsart. Man findet ihn zu Millionen im „Ko wei“ (außerhalb der Mauer). Tagsüber im Freien, wird er nachts zur Sicherheit vor Wölfen in umzäunte Hürden getrieben. Merkwürdigerweise kennt der Mongole wie der Chinese keine Schäferhunde. Durch Zuruf, Steinwerfen und Umkreisen zu Pferde dirigieren sie die Schafe. Dieselben sind meist in gutem Futterzustande und bilden die Hauptnahrung des Steppenvolkes. Sie werden dadurch getötet, daß ihnen der Bauch aufgeschnitten und das Herz mit einem Griff herausgerissen wird — das Werk einiger Sekunden; dabei fließt kein Tropfen Blut. Nicht allein das Fleisch wird sehr geschätzt, sondern auch das Fell findet vielfache Verwendung. Die meisten Pelze, die getragen werden, sind Schaf- oder Lammfelle. Ein fetter Hammel kostet in der Steppe 6 M.

---

*) Zur Zeit werden von deutschen Ärzten Versuche mit Impfungen gemacht.

Ein gegerbtes Schaffell mit Ärmel, als Mantel zurecht gemacht, hat innerhalb und außerhalb der Großen Mauer den Wert von 10—15 M. Das Scheren der Schafe kennt man sehr wenig. Erst neuerdings sind Gesellschaften für Schafschur in größerem Maßstabe in der Bildung begriffen. Ziegen werden auch gezüchtet, besonders in bergigen Gegenden, sind aber billiger als Schafe. Als Reit- und Lasttier ist das zweihöckrige Kamel oder Trampeltier sehr verbreitet. Es kann im Gegensatz zu seinem Verwandten in der Sahara nur in der kalten Jahreszeit arbeiten, da es im Sommer seine Wolle ver-



Ein Reitkamel.

liert. Letztere wird verarbeitet und dient zur Erzeugung von Wollgeweben, Teppichen und den sogenannten Kamelhaardecken. Der Hauptplatz für diesen Exportartikel ist Kweihwatschöng. Mit nacktem Körper kann das Tier nichts tragen, ohne sofort gedrückt zu werden. Die Besitzer der großen Kamelkarawanen, die durch die Steppe Lasten tragen, schicken deshalb ihre Tiere zur Sommerfrische in die Mongolei. Trotzdem sieht man in Peking tagaus, tagein Kamele, welche Kohlen tragen. Sie sind aber nur Karrikaturen ihrer Brüder außer-

halb der Großen Mauer. Ein Kamel trägt 2—2½ Zentner und legt damit wochenlang ohne Ruhetag 35—40 km täglich zurück. Besonders ausgesuchte Tiere werden von den Mongolen geritten, die sie als schnell und ausdauernd rühmen. Im allgemeinen sind die Trampeltiere friedlich und gehorsam. Auf Befehl legen sie sich hin, stehen auf und gehen langsam Schritt für Schritt in der Kolonne zu einem an Stricken, die den Schwanz des vorderen mit der Nase des hinteren Tieres verbinden. Nur während der Brunstzeit im Februar

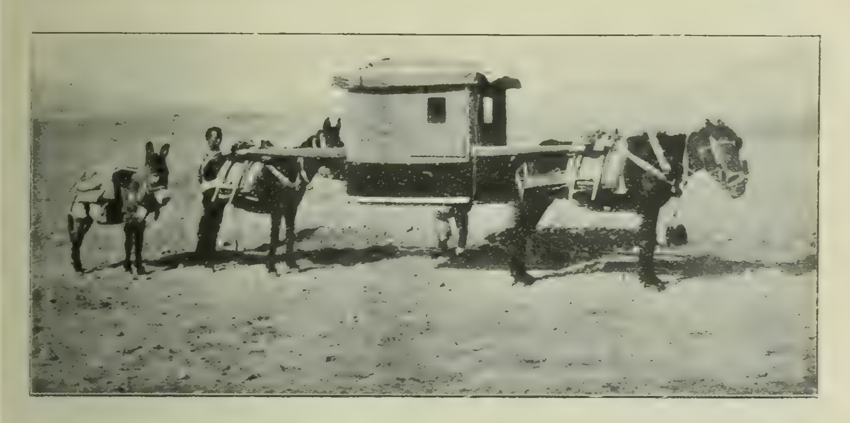


Mongolischer Kamelreiter.



Rast in der Steppe.

sind die Hengste sehr böse, so daß, abgesehen von einigen Zuchthengsten, alle anderen geschnitten werden. Das Kamel ist äußerst genügsam, braucht jedoch Salz oder salzhaltige Gräser zu seinem Wohlbefinden. Es kann in der kalten Jahreszeit eine Woche ohne Futter und Wasser auskommen. Im heißen Sommer dagegen muß es bei der Arbeit nach 2—3 Tagen Wasser haben. Ein gewöhnliches Lastkamel kostet 150—250 M. Für ein schnelles Reittier werden entsprechend höhere Liebhaberpreise bezahlt.



Maultiersänfte.

Maultiere (Bastarde zwischen Eselhengst und Ponystute) sieht man nur bei vornehmen Mongolen, die Beamte sind. Diese wollen dann, gleich ihren chinesischen Kollegen in kostbare Pelze gehüllt, in Wagen fahren. Die Wagen — zweiräderige Mandarinenkarren — kaufen sie in Peking, Kalgan oder sonst einer Grenzstadt. Außer diesen hat man in der Mongolei noch zweiräderige Reisewagen im Gebrauch, welche vollständig geschlossen sind und an der linken Seite eine Tür zum Einsteigen haben. Sie dienen auch als Wohnung für die Nacht und werden meist von Kamelen gezogen. Ein drittes Modell ist der schon erwähnte hölzerne Ochsenwagen, den manchmal auch Ponies ziehen. Von Kalgan aus kann man täglich Hunderte solcher Wagen nach Norden fahren sehen. Die Maultiere für den „Staatswagen“ erstehen die mongolischen Beamten meist bei den chinesischen Bauern, welche in dem „neugeöffneten Lande“ angesiedelt sind und Maultierzucht treiben.

Diese Tiere von mittlerer Figur, 2—3jährig (so jung müssen sie schon arbeiten) kosten 160—200 M. Will aber ein Mongolenfürst ein besonders schönes Exemplar haben, so muß er sich schon ein Tier kaufen, welches in den Provinzen Kansu oder Schantung gezogen ist, die beide berühmt sind wegen ihrer Maultierzucht. Auf den dortigen Märkten, die hauptsächlich im Frühjahr stattfinden, sieht man Tiere, welche an Wuchs den großen amerikanischen nicht nachstehen. Ein solcher Mulus kostet 400 bis 500 M, wenn nicht aus irgend einem Grunde Liebhaberpreise, die manchmal 2000 M über-



Reisekarren.

steigen, gegeben werden. Beim Kauf herrscht ganz der chinesische Geschmack vor. Es müssen Stuten von dunkler Farbe sein, Apfelschimmel werden auch gern genommen. Am beliebtesten sind Rappen mit vier weißen Beinen, „Schneesteher" genannt. Wie bei dem Pony werden Paßgänger bevorzugt.

Esel findet man nur bei denjenigen Mongolen, die Ackerbau treiben. Der Nomade hält es unter seiner Würde, ein Grau'chen zu besteigen. Hengste werden bevorzugt, deren Wert 60—100 M beträgt.

Die Hunde gehören einer langhaarigen Rasse an und haben ungefähr die Größe eines stichelhaarigen Jagdhundes. Meist

sind sie schwarz mit ganz verfilztem Fell. Tag und Nacht bleiben die Tiere draußen und bewachen die Jurten. Sie entfernen sich selten von der Niederlassung, folgen auch nicht ihrem Herrn, wenn er ausreitet. Ihr Appell ist sehr gering. Äußerst scharf, nehmen sie ohne weiteres jeden Fremden an, der sich zu Fuß oder zu Pferde in die Nähe eines Baues wagt. Nochoi hure! „Habt acht auf die Hunde" ist ein wichtiger Ausruf für den Reisenden. Die mongolischen Frauen und Kinder kommen daraufhin aus den Jurten gestürzt und verjagen mit dicken Knüppeln, die mit eisernen Spitzen versehen sind, die reißenden Tiere. Der Fremde, welcher nachts aus der warmen Jurte herausgeht, setzt sich den gefährlichsten Situationen aus. Wird ein Europäer attackiert und schießt einen Hund tot, so nehmen es die Steppenbewohner sehr übel. Der größte Feind der Hunde ist der Wolf, welcher mit Behagen seinen Vetter verspeist. Außer diesen Wachhunden halten sich reiche Mongolen Windspiele, die zur Fuchshetze gebraucht werden. Hühner und Katzen findet man bei Mongolen, welche in Zelten wohnen, nicht. Die wenigen, die feste Häuser haben, halten sich Katzen. Wo Chinesen sich niedergelassen haben, findet man das schwarze Schwein und schöne Hühner.

5. Jagd.

An eßbarem Wild kommen in der Steppe selbst nur die Antilope und der Hase in Betracht. Die Antilope (Antilope gutturosa) hat die Größe eines Rehes mit einem großen weißen Spiegel, aber einer helleren Decke. Sie lebt in Herden, die zwischen 20 und einigen Hunderten schwanken. Der Bock hat zwei Hörner, welche er nach Ziegenart nicht abwirft. Das Fleisch ist sehr wohlschmeckend. Im Winter werden die Tiere im gefrorenen Zustande nach China gebracht und dort für 20 M pro Stück verkauft. Der Tribut einiger Fürsten besteht in diesem Wild. Man findet die Herden meist in den Gegenden, wo Ponies weiden, da sie wie die Mongolen die besten Grasplätze aufsuchen. Aus den Gegenden, welche die Chinesen dem Ackerbau eröffnet haben, sind sie fortgezogen. Wo der Sohn des Himmels seinen Wohnsitz dauernd aufschlägt, da verschwinden Wild und Wald. Die Tiere, deren Geruchsinn sehr ausgebildet ist, sind scheu und äugen scharf. Da sie sich in der Ebene aufhalten, ist ein nahes Herankommen für den Jäger ausgeschlossen, höchstens wenn er welliges Terrain geschickt benutzen kann. Selten halten sie bis auf 150 m

aus. Nur der Reisende, welcher ein Gewehr mit hohem Visier hat, wird Erfolg haben, da der so bewaffnete Schütze die Tiere auf große Entfernungen mit der Kugel erreichen und verfolgen kann. Weil die wenigsten Tiere gleich im Feuer bleiben, muß er eine beschossene Herde weiterhin mit einem guten Glase im Auge behalten, ob nicht eine Antilope zurückbleibt oder sich absentiert. In diesem Falle kann er darauf rechnen, einen Treffer zu haben, das Tier hat er aber noch lange nicht. Denn weidwund oder auf drei Läufen flieht es noch viele Kilometer in schnellster Gangart. Fernrohrgewehre würden sehr am Platze sein; da sie aber tagelang auf dem Rücken getragen werden müssen, gehen sie leicht entzwei. Ein Militärkarabiner M. 98 ohne irgendwelche Umänderung ist für diese Art Jagd nach meiner Erfahrung ausgezeichnet. Die Mongolen mit ihren schlechten Flinten müssen eine andere Taktik anwenden, die aber nicht immer gelingt und viel Personal und besonders Zeit erfordert. Haben sie eine Herde fest, so reiten einige Jäger unter gutem Wind etwa 700—800 m an der Herde vorbei, lassen sich von ihren Pferden herunter, die von selbst nach Hause laufen, und bleiben regungslos liegen. Daraufhin treiben andere Berittene die Antilopen den auf der Erde Liegenden zu, die dann aus geringer Entfernung, 30 bis 40 m, mit ihren Donnerbüchsen schießen. Eine Herde läßt sich sehr gut drücken, falls genügend Treiber zu Pferde vorhanden sind, welche die Herde etwas überflügeln. Dieselben dürfen höchstens auf 400—500 m an die Herde herankommen und müssen langsam reiten; galoppieren sie auf die Antilopen zu, so entlaufen dieselben oft in entgegengesetzter Richtung. Den chinesischen Dienern, die in Städten groß geworden sind, dieses plausibel zu machen, gehört beinahe in das Reich der Unmöglichkeit. Der Reisende suche deshalb stets, sich einzelne erfahrene Mongolen als Jagdgenossen zu sichern. Die Ausgabe des Trinkgeldes wird durch den Erfolg der Jagd und den ersparten Ärger reichlich aufgewogen. Da die Antilopen Wagen- und Kamelkarawanen dicht herankommen lassen, so ist es bei Gelegenheit praktisch, wenn der Jäger sich darin versteckt. Er muß aber vorsichtig sein, daß durch Abgabe des Schusses die Reit-, Trag- oder Zugtiere nicht zu sehr erschreckt werden, da so leicht ein Unglück entstehen kann. Die Mongolen fangen das Wild auch in Fallen. Neben dem Menschen ist der Wolf ein großer Feind dieser schutzlosen Tiere.

Der Hase, den der Mongole übrigens nicht verzehrt, ist kleiner wie der unsrige und hat nur die Größe des wilden

Kaninchens. Da in China der Wert eines Hasen nur 50—60 Pfennig beträgt, wird er im Winter nicht dahin importiert, trotzdem er in großen Mengen vorkommt. Doch muß der Jäger die Stellen kennen, widrigenfalls er tagelang in der Steppe herumreisen kann, ohne Freund Lampe zu treffen. Als Kulturtier hält sich der Hase in der Nähe der Niederlassungen auf, wohin das Raubzeug sich nicht wagt. Der Mongole tut ihm nichts. Mit Vorliebe sitzt er im Dyrisun, welches ihm Deckung gewährt. Da er gar nicht scheu ist, hat die Jagd wenig Reiz. Nur im Braten liegt der Vorteil. So wenig es in der direkten Steppe an vierfüßigem Wild gibt, so zahlreich ist das Federwild. Wilde Schwäne, Gänse, Enten, beleben zu Tausenden die Wasserläufe und Seen der Steppe. Mit Vorliebe suchen sie tagsüber das neu geöffnete Ackerland auf, wo sie die



Aufbruch zur Jagd.

fetten Körner fressen. Infolge dieser Nahrung schmeckt das Federwild nicht tranig, sondern ist eine hervorragende Delikatesse, natürlich nur die Gänse und Enten. Von letzteren sind nach Oberstleutnant von Prschewalski hauptsächlich vertreten: die Stockente (Anas boschas), die Kriechente (Anas crecca), die Schreiente (Anas glocitans), die Spießente (Anas acuta) und die Sichelente (Anas falcata); in geringerer Zahl die rote Ente (Anas rutila), die Schnatterente (Anas strepera) und die Klangente (Fuligula clangula). Von Gänsen überwiegt die Saatgans (Anser segetum), doch ist auch die gemeine Wildgans (Anser cinereus) in hinreichender Anzahl vertreten. Selten ist die Schwanengans (Anser cygnoides) und die große Wildgans (Anser grandis), in geringer Zahl gibt es Taucher,

Möven, Kormorane, wie auch Kraniche, Reiher, Löffler und Kiebitze — seltsamerweise sind Kiebitzeier weder in der Mongolei noch in China zu haben —.

Im allgemeinen sind die Tiere sehr scheu, so daß es als ein Glückszufall zu betrachten ist, wenn man infolge genügender Deckung so weit herankommt, daß man mit Schrot schießen kann. Auf Gänse wenigstens muß man fast stets mit der Kugel wirken; es sei denn, man stelle sich Abends beim Einfall auf. Grobe Schrotnummern sind sehr zu empfehlen, wie auch ein Drilling wertvolle Dienste tut. Raubvögel gibt es in großen Mengen, die sich vielfach von Mäusearten nähren. Einmal habe ich sogar einen Adler getroffen, der



Heimkehr von der Jagd.

sich mitten in der Steppe einen Horst gebaut hatte. Mit Behagen haben wir ein Adlerrührei gegessen. Leider wird auf den humanistischen Gymnasien so wenig Zoologie betrieben, daß der Schüler stolz ist, wenn er einen Sperling von der Gans unterscheiden kann. Es ist daher jedem, welcher keine Gelegenheit hatte, sich besonders mit der Tierwelt zu beschäftigen, trotz der Beschwerung der Bagage zu raten, Brehms Tierleben mitzunehmen.

Von den zahlreichen Singvögeln werden viele nach China importiert. Besonders der Pailin „Mongolische Lerche“ findet unter den bezopften Söhnen des Himmlischen Reiches viele

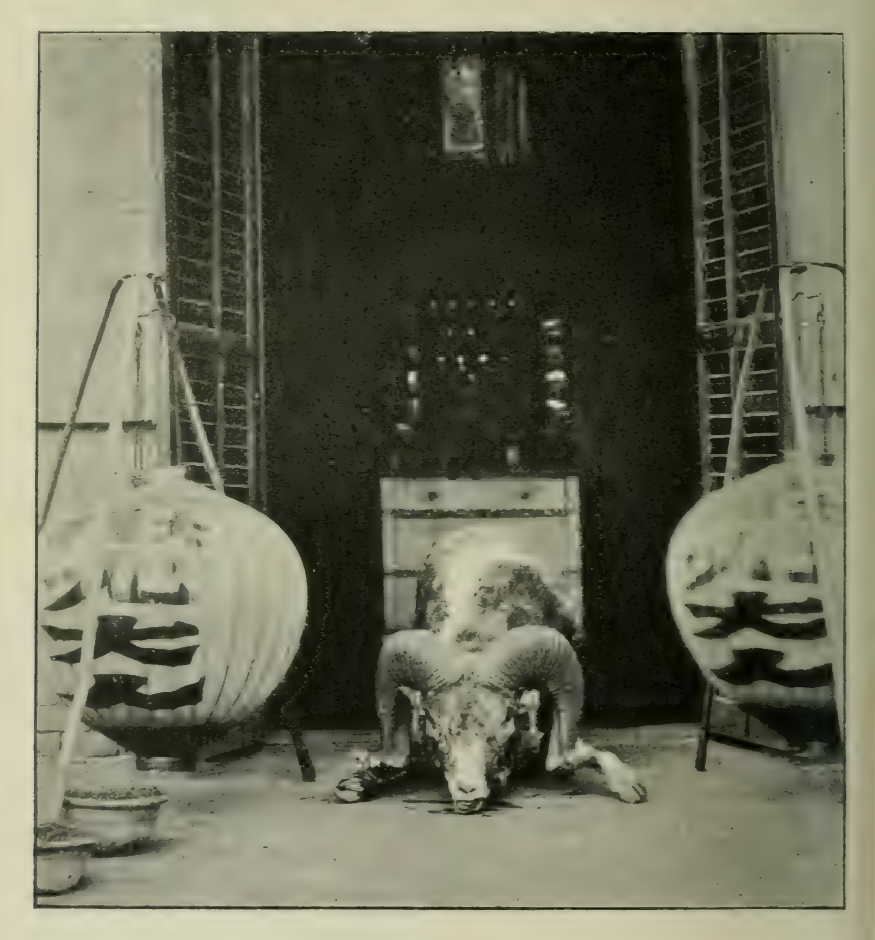
Abnehmer. Sie zahlen für einen guten Sänger 50—80 Mark. Wie man bei uns mit einem Hunde an der Leine spazieren geht, so nimmt der Chinese nach des Tages Last und Mühe den Käfig mit seinem geliebten Vogel in die Hand, wandelt umher oder hockt sich an einem schönen Platze nieder, um dem wundervollen Gesange stundenlang zuzuhören. An warmen Tagen kann man Greise und kleine Kinder zu Hunderten vor dem Stadttore in einer Reihe sitzen sehen, vor sich die mongolische Lerche im Bauer.

Auf dem Hochplateau halten sich Wölfe in großer Anzahl auf, so daß sie eine direkte Plage bilden. Die Mongolen sind dem Reisenden, welcher ihnen zum Raubzeugvertilgen Gift schenkt, äußerst dankbar, weil sie sich ohne fremde Hilfsmittel schlecht dieser Tiere erwehren können. Füchse sind auch sehr zahlreich, richten aber weniger Schaden an, da ihnen die Haustiere zu groß sind. Ihr Pelz wird sehr geschätzt und zu Mützen verarbeitet.

Sehr unangenehm macht sich eine größere Mäuseart bemerkbar, welche an vielen Stellen die Steppe unterminiert hat. Die eingeborenen Pferde kennen diese Fallen und passen auf. Der Reisende, dessen Pony schon lange nur innerhalb der Großen Mauer geritten worden ist, legt sich oft hin, zumal wenn er im Jagdeifer unvorsichtig hinter Antilopen galoppiert oder Füchse hetzt. Bei solchen unvermeidlichen Stürzen wird das Gewehr leicht beschädigt, so daß sich der Jagdliebhaber am besten mit je zwei Büchsen und Schrotflinten ausrüstet. Ein Drilling ist ebenfalls sehr zu empfehlen, um nicht in die Verlegenheit zu kommen wie der Verfasser, während einer Fasanenjagd auf einen Wolf, der plötzlich aus einem Dickicht aufsprang, mit Schrot Nr. 5 zu knallen. Da wir beim Schießzeug sind, so beherzige jeder den Rat, so viel wie möglich Munition, namentlich Kugelpatronen, mitzunehmen. Bei den weiten Entfernungen ist es so eine Sache mit der unbedingten Treffsicherheit. Sie muß durch die Masse ersetzt werden. Die Ausübung der Jagd, wie wir sie in Europa weidmännisch nennen, hat in der endlosen Steppe selten Erfolg.

Während in der Steppe nur die genannten wenigen Wildarten vorhanden sind, findet der Jägersmann in den Gebirgen der Mongolei und ihren Ausläufern alles, was er sich wünscht. Zunächst ist der Hirsch in kapitalen Stücken vertreten. Sein Geweih bringt 100—150 Mark pro Stück. Der Bast wird als Medizin verwendet, die, als getrocknetes Pulver verabreicht, für alte Leute sehr kräftigend wirken soll. Sodann trifft man

das Sibirische Reh, wilde Ziegen, eine Art Gemsen und das Argali. Da dieses in Zentralasien lebende Tier wenig bekannt ist, und kein zoologischer Garten ein Exemplar aufweist, will ich das seltene Wild näher beschreiben. Es ist



Ein Argali-Schädel.

von der Größe und Farbe eines Hirsches. Als Trophäe hat es zwei spiralförmig gewundene Hörner, die es nicht abwirft. En miniature findet man dieselbe Form bei Hausschafen. Die Hörner des Weibchens sind schwächer als die des Männchens

und nicht so stark gebogen. Die Mongolen erzählen, daß die Tiere, wenn sie verfolgt werden, viele Meter tief abspringen und sich dabei auf die Hörner, die 50—80 Pfund wiegen, stürzen. Soweit bekannt, hat dies aber noch kein Reisender beobachtet, trotzdem in den letzten Jahren viel auf Argali gejagt worden ist. Wegen der Unzugänglichkeit und Schroffheit der chinesisch-mongolischen Berge und des scheuen Charakters der Argali ist die Jagd sehr ermüdend. Ist man jedoch glücklich an eine Herde so nahe heran, daß ein Treffer zu erwarten ist, so erlegt man oft mehrere Tiere auf einmal. Die Argali ahnen nicht, woher der Schuß kommt; ganz ver-



Ein Argali.

wirrt rennen sie planlos hin und her, um dann in der Kolonne zu einem auf ihren Wildpfaden zu entfliehen. Fällt ein Tier, so bleiben alle stehen und betrachten den toten Kameraden. Bei dem zähen Leben der Argali sind nur wenige Schüsse sofort tödlich. Angeschossene Tiere in dem bergigen Gelände zu verfolgen, führt bei 50 Proz. zu einem negativen Resultat. Abgeplattete Patronen nicht zu kleinen Kalibers und Ruhe sind unerläßliche Bedingungen für einen Erfolg. Brehm nennt das Tier Ovis Argali „Urschaf". Hagenbeck bezeichnet es als „Riesenwildschaf". Argali ist die mongolische, Tatungyang oder Panyang die chinesische Bezeichnung. Hagenbeck

hat vergebens versucht, junge Exemplare, die bei Kobdo im westlichen Teile der Mongolei gefangen worden sind, nach Europa zu bringen. Er hatte die Absicht, diese Tiere mit unseren Schafen zu kreuzen und so ein Riesenhausschaf zu züchten. Die Brunstzeit ist im Juli und August, wobei heftige Kämpfe der Männchen stattfinden. Das Weibchen ist sieben Monate tragend. Wenige Tage nach der Geburt folgt das Lamm seiner Mutter über die höchsten Felsen. Die Tiere leben an bestimmten Plätzen der Randgebirge der Steppe, z. B. auf dem Kokoilikon und im Alaschangebiet, meist in Herden von 8—12 Stück.



Eine Argali-Strecke.

Sie sind äußerst scheu und stellen auf den höchsten Spitzen so geschickt Posten aus, daß man sie schwer findet. Im allgemeinen halten sie sich stets auf dem gleichen Gebirgsstocke auf. Nur gejagt wandern sie. Das Auge und der Geruchsinn sind äußerst entwickelt. Mit der Schnelligkeit der Gemsen klettern diese großen schweren Tiere, ihr einziger Schutz gegen Raubzeug. Das Fleisch ist wohlschmeckend, die Decke wird zu Pelzen verarbeitet. An Raubzeug beherbergen diese Randgebirge un-

zählige Wölfe und Füchse, Iltisse und Marder. Eine kleinere Art Bären, sowie schwarz und weißgefleckte Leoparden kommen auch vor. Schwarzwild ist nur stellenweise anzutreffen.

Außer Gänsen und Enten trifft man sehr häufig Fasanen, seltener unser Rebhuhn. Ein steter Bewohner der Gebirge ist das scheckige „Steinhuhn", welches durch seinen eigentümlichen Ruf „goch goch goch" die Aufmerksamkeit des Jägers auf sich zieht. Dieser Vogel ist kleiner als die Fasanenhenne und fällt durch seinen roten Schnabel auf. Das Fleisch schmeckt ausgezeichnet und bietet eine willkommene Abwechslung in der Küche des Reisenden.

Der viehzuchttreibende Mongole ist für den Lebensunterhalt auf seine Haustiere, deren Produkte und auf Wild angewiesen. Hasen und Federwild verschmäht er aber und bezeichnet es als ekelhaft, trotzdem er ein gefallenes Stück Vieh mit Behagen verzehrt. Die Zutaten, wie Mehl, Reis und Zucker, kauft oder tauscht er sich von Chinesen ein. Süßigkeiten werden sehr geschätzt und verschaffen dem Reisenden viele Freunde bei jung und alt. Salz erhalten sie entweder von China oder gewinnen es selbst aus salzigen Seen. Das Fleisch für die ganze Familie wird im großen Kessel gekocht, welcher mitten in der Jurte steht. Braten kann eine Mongolenfrau nicht. Unglaublich ist der Appetit, der entwickelt wird. Bei Festlichkeiten ißt jede Person ein Viertel Hammel ohne irgendwelche Beschwerden. In schlechten Zeiten kann dafür auch einige Tage gehungert werden. Gabeln kennt der Mongole nicht. Er benutzt die chinesischen Stäbchen und ein Messer, welche er in einem Etui an der Seite trägt. Während bei den Chinesen die Speisen zerlegt auf den Tisch kommen, muß jeder Steppenbewohner seine Portion selbst schneiden. Zum Herausnehmen der Speisen aus dem Kessel gebraucht er seine stets schmutzigen Finger. Mit Hilfe seines wundervollen Gebisses, um das ihn ein Raubtier beneiden könnte, kaut er mühelos die hartgesottenen Stücke. Hat er einen Löffel nötig, so benutzt er den chinesischen. Sein Speisezettel ist nicht abwechslungsreich. Alles riecht und schmeckt nach Argall, dessen scharfer Rauch beim Kochen in den Kessel hineinschlägt. Auch der Europäer, welcher mit diesem eigenartigen Brennmaterial sein Essen kochen lassen muß, kann durch die Zunge nicht unterscheiden, ob sein Diener Hammelkotelett oder Argalisteak, Reis oder Kartoffeln zubereitet hat. Alles schmeckt eben nach Argall. Mit der Zeit unterscheidet der Feinschmecker vielleicht, ob Kamel-, Kuh- oder Pferdedünger gebraucht

worden ist. Das Nationalgetränk ist folgende Bowle: In den großen Kessel, der nie gereinigt wird, gießt man salziges Wasser. Darin wird zerstampfter Ziegeltee gekocht. Um die Sache nahrhaft zu machen, tut man Milch hinein und würzt die Brühe durch tranige Butter oder rohes Fett aus der Schwanzdrüse des Schafes. Diese Mischung, welche verschiedene Variationen gestattet, träufelt die sorgsame Hausfrau in eine blecherne Kanne, deren Deckel zum Ein- und Ausschenken mit Löchern versehen und aufgelötet ist, damit ja das profane Wasser zur Reinigung nicht herankommen kann. Da die Tragezeit einer solchen Kanne im mongolischen Haushalt bei weitem die dreißigjährige des Spucknapfes in einer königlich preußischen Kaserne übertrifft, kann der Leser sich einen Begriff von diesem Gegenstand machen. Bei dem leisesten Gedanken an diesen Trank, der dem Reisenden stets angeboten und den er nur durch die kühnsten Lügen und Kunstgriffe ausschlagen kann, befällt mich ein starkes Gruseln. In der weiten freien Steppe denkt man nur mit Verachtung an die Länder der Kultur, wo es Telegraphen, Telephone, Eisenbahnen, Automobile gibt. Wird einem aber dieser Trank kredenzt, so möchte man für einen guten Trank aus einem europäischen Gasthause viel hergeben. Trotzdem sollen sich die Russen in Urga, die viel mit den Mongolen zu verkehren haben, durch die Macht der Gewohnheit auch an dieses Gebräu gewöhnt haben. Neben dieser Bowle lieben die Steppenbewohner, wie alle Völker, welche in rauhem Klima wohnen, den Alkohol. Einige alte Sünder tragen stets eine Schnapsflasche bei sich. Den Wein bereiten sie entweder aus Milch — Kumiß —, der nicht sehr berauschend ist, oder sie kaufen ihn von den Chinesen. Letzterer ist ein sehr schweres Getränk, welches aus Getreide hergestellt und heiß genossen wird. Der beste Wein kommt aus der Stadt Tschau - Hsin. Sehr geschätzt wird auch der Mei-gulo „Rosentautropfen", dessen Prozentsatz Alkohol unserem Kognak gleich kommt. Die Mongolen können viel vertragen, doch sieht man bei ihren Festen sehr viele Lau torrl „alte Köpfchen", die des Guten zu viel getan haben. Mit Behagen trinkt ein alter Lama, entgegen des Verbotes Buddhas, ein Wasserglas Whisky des Reisenden aus. Selbst der lebende Gott in Dakuren, dem, wie jedem Lamaisten, Alkohol verboten ist, weiß Wodka und Champagner der Russen außerordentlich zu schätzen, den ihm der Generalkonsul mit dem zugehörigen Eis in großen Mengen aus „lauter persönlicher Freundschaft" schenkt.

Reinen chinesischen Tee trinken nur die vornehmen Mongolen. Man erhält dort dieselben Sorten wie bei chinesischen Beamten. Der Tee wird in ein Porzellantäßchen, welches vorher angewärmt worden ist, getan, damit die Teeblätter auf dem Grunde bleiben. Darauf gießt der unermüdliche Diener kochendes Wasser. Nach kurzer Zeit führen Gast und Wirt die Schälchen, die einen kleinen Deckel haben, der verhindert, daß die Blätter mit verschluckt werden, an den Mund. Bei Besuchen spielen diese Teetassen eine wichtige Rolle. Da die mongolischen Beamten und Fürsten des öfteren nach China kommen und seit Jahrhunderten chinesische Gewohnheiten in der Mongolei für fein gelten, so haben sie auch die chinesischen Besuchsmanieren angenommen. Sagt der Wirt: „Bitte trinken Sie", so heißt das mit anderen Worten: „Unsere Unterredung ist beendet, machen Sie die Tür von draußen zu." Ein: „Bitte trinken Sie nach Belieben" fordert dagegen auf, länger zu bleiben und sich mit dem Gastgeber lange, manchmal stundenlang zu unterhalten.

6. Über den chinesischen, japanischen und russischen Einfluß.

Um den Einfluß in der Mongolei streiten sich der Hausherr, China und zwei ungebetene Gäste, Rußland und Japan. Der Zusammenhang der äußeren und inneren Mongolei mit dem Mutterlande ist ein sehr lockerer. Zurzeit beschränkt sich das Untertanenverhältnis zum größten Teile auf die dreijährigen Besuche der Fürsten in Peking um die Neujahrszeit. Dort haben die Prinzen Audienz und werden im Palast gespeist und beschenkt. Der Empfang findet in der sogenannten Mongolenhalle statt, wo auch europäische Gesandtschaften früher dem Kaiser vorgestellt wurden. Die Meinungen sind geteilt, ob die Chinesen dadurch den Fremden andeuten wollten, daß sie eigentlich auch tributpflichtige Völkerschaften wären oder, ob nur aus irgendwelchen äußeren Gründen, denen jede Anmaßung fern liegt, die Wahl auf diesen Saal gefallen ist. Da der Chinese aber sehr zu Überhebungen neigt, scheint der Empfang der fremden Minister in diesem Mongolensaal eines ironischen Beigeschmackes nicht zu entbehren.

Man denke daran, daß 1795 auf dem Boote des großbritanischen Gesandten Lord Marcartney, als er mit königlichen Geschenken auf dem Peiho von Tientsin nach Tungtschou, dem Hafen Pekings, fuhr, eine Flagge mit folgenden Charakteren aufgepflanzt wurde:

„Ein Gesandter, der Tribut von England bringt.“

Auch ist in dieser Beziehung sehr interessant, mit welcher Überhebung der gemeine Mann sich die Entstehung der Völker denkt: Der erste Mensch hatte vier Söhne. Natürlich lebte er mitten in China. Drei seiner Söhne waren wohl geraten. Diese schickte er nach Norden, Osten und Süden aus. Der vierte, welcher die Gestalt eines Affen hatte, wanderte nach Westen und bevölkerte die dortige Gegend. Diese Anschauung hat wohl darin seinen Grund, daß die Chinesen wenig behaart sind, die ersten Westländer aber, mit denen sie in Berührung kamen, lange Bärte, wallendes Haar und starke Augenbrauen hatten.

Zum Zeichen der Unterwürfigkeit schicken die mongolischen Fürsten jährlich Tributgeschenke, die aus bestimmten Produkten ihres Landes bestehen: Pferde, Kamele, Ochsen und Schafe, gefrorenes Wild, Hirschgeweihe in Bast, seltene Kräuter, kostbare Steine, Teppiche und Decken*). Wenn die Deputationen im Februar in Peking eintreffen, wird das Straßenbild durch die zahlreichen Mongolen mit ihren auffallenden Manieren und Trachten besonders bunt. Statt der abgetriebenen kohlentragenden Kamele sieht man ihre kräftigen Vertreter der Steppe mit Schätzen reich beladen. Schöne Ponies bringen sie mit, teils zum eigenen Gebrauch, teils zum Verkauf. Vergnügt geht die ganze Mongolenfamilie spazieren und sieht sich naiv alles an, verfolgt von Chinesen, die sich als Führer ebenso unverschämt anbieten wie anderswo ihre europäischen Kollegen.

China möchte gern das Grasreich fest an sich ketten. So hat es den kaiserlichen Prinzen Su als Kommissar geschickt, um die Steppe und ihre Bewohner zu studieren und daraufhin dem Throne Vorschläge zu unterbreiten. Es ist der Gedanke ausgesprochen worden, die Mongolei in Provinzen einzuteilen, Schulen einzurichten, Bergwerke zu eröffnen, Militär und Polizei aufzustellen; bis jetzt nur Pläne, deren Verwirklichung in weiter Ferne liegt. Die Regierung versucht die Fürsten zu gewinnen. So haben der Alaschan-Prinz und der Charatsin kaiserliche Prinzessinnen als Frauen. Vornehme junge Mongolen werden nach Peking auf Schulen geschickt, ja sogar nach Japan. Neuerdings hat sich ein Klub mongolischer Fürsten und Herzöge gebildet, welche ihr Land reorganisieren und die

*) Daß es hierbei weniger auf den positiven Wert als auf Erfüllung der genauen Vorschriften ankommt, beweisen die neun weißen „giu bei“, welche seit altersher die Fürsten der Chalchas-Mongolen schicken müssen, nämlich acht weiße Pferde und ein weißes Kamel.

Bodenschätze heben wollen. Wer die Verhältnisse in der Mongolei kennt, steht solchen Vereinen sehr skeptisch gegenüber. Es steht dort draußen viel auf dem Papier, was nie eintrifft. Trotzdem lassen sich viele Europäer durch kaiserliche Edikte, Thronberichte und Zeitungsnachrichten täuschen.

Auf der einen Seite poussiert China die Mongolen, auf der anderen behandelt es dieselben dadurch sehr schlecht, daß es ihnen ohne genügende Entschädigung Land für die Ansiedelung der eigenen Bauern fortnimmt. Schon zur Zeit des Kaisers Kanghi (1661—1722) wurde mit der Kolonisation zunächst an der Großen Mauer begonnen, welche die Urbewohner systematisch zurückdrängte. Der jungfräuliche Boden, der den Nomaden entrissen war, wurde dem Ackerbau freigegeben. In den letzten Jahrzehnten hat die Besiedelung so zugenommen, daß jetzt ein ungefähr 100 km breiter Gürtel am Rande des Hochplateaus von der Mandschurei bis nach Kansu in chinesischen Händen liegt. Ebenso ist das Terrain zu beiden Seiten der Karawanenstraßen Kalgan — Kwei hwa tschöng und Kalgan — Lamamiau bebaut. Das Gelände an der Straße nach Urga ist ebenfalls auf 4—5 Tagereisen urbar gemacht. An diesen wichtigen Verkehrswegen haben die Chinesen überall Gasthöfe errichtet. Für das Land zahlen die Ansiedler sehr wenig und brauchen einige Jahre keine Steuern zu geben. Wer 1000 Mou (1 Mou = 360 qm) besitzt, erhält einen Beamtenrang. Wie bei den meisten Amtshandlungen im Reiche der Mitte, so ist auch hier bei den Vertretern der Regierung die größte Willkür zu finden. Zwar leitet das Kolonialamt von großen Gesichtspunkten aus die Ansiedlung, betraut aber mit der Ausführung die Tatarengenerale von Kalgan und Kwei hwa tschöng, welche das Geld von den Ansiedlern einkassieren und den früheren Besitzern, den Mongolen, auszahlen sollen. Wie dies gehandhabt wird, zeigt der Fall des Tatarengenerals Iku 1908 in Kwei hwa tschöng, eines sonst fremden- und reformfreundlichen Beamten. Er steckte nicht nur den mehrere Millionen Mark betragenden Erlös in seine eigene Tasche, sondern köpfte obendrein noch einen vornehmen Mongolen, der Reklamationen machte. Weil er seinem Stellvertreter zu wenig abgeben wollte, zeigte dieser die Sache beim Throne an. Beide mit ihren Stäben wurden vor das Forum des Justizministeriums in Peking gerufen, sodann abgesetzt und hart bestraft. Dazu äußerte sich mir gegenüber ein hoher Würdenträger in Peking sehr charakteristisch: „Da kann man einmal wieder sehen, was daraus wird, wenn sich zwei hohe Beamte nicht vertragen.“

Hätten sie sich den Raub geteilt, so wären sie jetzt noch in Amt und Würden. Den hingerichteten Mongolen hätten sie vertuschen können.

Ein zweiter Fall zeigt, daß auch die kleineren chinesischen Beamten die Mongolen als Barbaren betrachten. Ein Kommissar der dritten Rangklasse reiste von Urga in die Steppe, um die Grund- und Viehsteuer zu kontrollieren. Die Mongolen müssen ihm Pferde und Quartier geben, ferner für seine und seiner Begleitung Unterhalt sorgen. Es werden besondere Jurten aufgeschlagen, Hammel geschlachtet und Pferde bereit gestellt. Der Beamte und sein erster Sekretär fahren je in einem Karren mit mongolischem Vorspann. An der Wagendeichsel befindet sich vorn eine Querstange, die zwei Reiter vor ihren vorn erhöhten Holzsattel legen. Davor spannen sich an Stricken, welche um die Schultern geschlungen sind, andere Reiter, Männlein wie Weiblein. Im sausenden Galopp geht es bergauf, bergab, alle 20—30 km werden die Tiere ausgewechselt. Die Begleitung des Mandarinen reitet. Sonst sitzen diese Diener täglich nur kurze Zeit auf Paßgängern; jetzt müssen sie auf ungerittenen Pferden 100—150 km zurücklegen. Schlechter Laune, müde kommen sie abends in das Quartier und hauen die Mongolen durch, wie sich auch bei uns zuweilen ein schlechter und ungebildeter Mensch an einem Wehrlosen vergreift, der an der augenblicklichen, unbequemen Lage schuldlos ist. In der Frühe des nächsten Morgens bricht der Beamte auf, ohne sich nach Art der großen Herren um seinen Troß zu kümmern. Ein Teil seiner Eskorte bleibt zurück, läßt neue Schafe schlachten und nimmt alles fort, was nicht niet- und nagelfest ist. Außerdem verlangen die Halunken bares Geld und hauen mit ihren Reitpeitschen auf alte weißköpfige Mongolen ein, weil diese sich darüber beklagten, daß drei ihrer besten Pferde totgeritten worden waren. So geschehen im Mai 1905. Wie die Beamten und die Yamendiener — deren Benehmen in folgendem Sprichwort festgelegt ist:

Tscho tschwan dien tiau ya
Wu sui yie gai scha.

„Karrenführer, Schifferleute, Wirte, Lastträger und Yamendiener verdienen hingerichtet zu werden, auch wenn sie keine besondere Schuld trifft" — so behandelt auch das chinesische Volk die harmlosen Steppenbewohner schlecht. Sogar die Kaufleute, die von mongolischer Kundschaft abhängig sind, nehmen sich unglaubliche Frechheiten heraus.

Herbst 1908 kommt ein älterer, würdiger Mongolenpapa, in einen Sattlerladen Kalgans, um sich eine Trense zu kaufen. Mit Kennerblick sieht er sich zwei oder drei an und urteilt abfällig über die Qualität. Da nimmt der Kaufmann die Trense und haut sie dem Kunden um die Ohren. Ohne ein Wort zu verlieren, verläßt der Mongole mit seiner Frau und zwei erwachsenen Söhnen das Lokal. Da die Läden offen stehen und stets viel Volk herumlungert, wurden diese Prügel coram publico ausgeteilt. Keiner von den kräftigen Mongolen wagte den chinesischen Schang quei da „Schrankverwalter d. h. Ladenbesitzer" zu züchtigen. Auch den wirksamen Boykott, der innerhalb der Großen Mauer so beliebt ist, kennen diese Natursöhne nicht.*)

Diese Beispiele von dem Benehmen der Chinesen legen dem europäischen Reisenden die Pflicht auf, seine Diener, Pferdeknechte, Kutscher und Köche pp. stets unter Kontrolle zu haben, damit sie nicht ehrliche Leute schädigen und den Ruf des Europäers herabsetzen. Einen gewissen Squeeze, wenigstens sich selbst gegenüber, muß man im Lande der Mitte dulden. Paßt man aber nicht auf, so bezahlen die Diener zu wenig oder überhaupt nichts. Alles fließt in ihre Tasche. Sie schüchtern durch Drohungen das Volk ein. Der Reisende frage stets beim Fortreiten den Wirt, ob alles bezahlt worden ist. Gibt man Trinkgelder, so muß man verlangen, daß der Beschenkte sich persönlich dafür bedankt. Bei dieser Gelegenheit muß man ihn fragen, wieviel er bekommen hat. Es ist dies eine wirksame Kontrolle für die Diener.

Das „neu eröffnete" Land ist nicht erstklassig, ernährt aber seine Leute, die sowieso nicht verwöhnt sind. Man findet hauptsächlich Ansiedler aus den unwirtlichen Bergen Schansis und Schensis und aus der übervölkerten Ebene Schantungs. Die Bauern haben sehr unter der Trockenheit zu leiden. Hauptsächlich werden Kartoffeln, Hafer, Hirse und Buchweizen ge-

---

*) Ich habe diese drei Fälle aus den verschiedensten Ständen ausgewählt, um zu zeigen, wie rücksichtslos der Chinese gegen denjenigen ist, der seine Macht nicht zu gebrauchen weiß. Kein Wunder, daß die Mongolen sich nicht dem Sohne des Himmels untertan betrachten, sondern sich Weigoajen „fremden Landes Leute" — der chinesische Ausdruck für Ausländer — nennen und sich mit diesen für solidarisch erklären, wie ich es oft in der Steppe gehört habe. Zurzeit haben sie noch Angst vor Chinas Macht, die sie in ihrer Einfalt für die erste der Welt halten. Doch die Aufklärung macht Riesenschritte. Sollte es dereinst zum Kampfe kommen, so ist es sehr fraglich, ob die Steppenbewohner sich nicht auf die Seite des weißen Zaren stellen, der ihre Sitten achtet, ihre Religion schützt und ihre Lebenden Götter ehrt.

baut. Da den Bewohnern jede geistige Anregung fehlt, so sind beide Geschlechter dem verbotenen Opiumgenuß eifrig ergeben. Fast jeder Erwachsene raucht sein Opium, und bringt sich dadurch bei dem kalten Klima und der minderwertigen Ernährung körperlich und geistig herunter. Man sieht wahre Jammergestalten. Einem reichen gut genährten Chinesen schadet Opium sehr wenig, falls er das Rauchen nicht übertreibt. Auch in Europa richtet der Alkohol nur geringen Schaden an, wenn der Betreffende sich gutes Essen leistet. Ein Schnapsbruder, der sein ganzes Geld in diesem Stoff anlegt, geht ebenso zugrunde wie der chinesische Kuli, der seinen geringen Verdienst nur in Opium umsetzt. Das einzige Vergnügen sind herumziehende Schauspielertruppen, die kurze Gastrollen geben, deren Wert aber dem unserer Schmieren gleichkommt.

In diesen Landstrichen hat die katholische Mission eingesetzt. Östlich von Kalgan wohnen belgische, westlich französische Missionare. Die chinesischen Ansiedler, denen irdische Freuden ganz versagt sind, hoffen wohl als Christen im Jenseits auf ein besseres Leben oder wenigstens bei Lebzeiten auf persönliche Vorteile. Bei den geringen Mitteln können die Priester die primitive Lage ihrer Beichtkinder kaum bessern. Zunächst wird ein großer Teil der Einkünfte für den Bau von Missionsanstalten und schönen Kirchen verwendet. Rationellen Ackerbau, Viehzucht und Maschinen haben sie nicht eingeführt. Für Hygiene und Medizin können sie wenig tun, da ihnen Vorbildung und Material fehlt, auf dem Gebiet der Schule wirken sie dagegen fruchtbringend. Der Reisende wird von den Missionaren stets gut aufgenommen, bringt er doch Abwechslung und Neuigkeiten, und stiftet auch gern ein Scherflein für die Kirche. Trotzdem sind die Gefühle geteilt, wenn ein Fremder kommt; vor allem, wenn er auf die Äußerlichkeiten der Religion, bedingt durch seinen Glauben, geringen Wert legt. Der Geistliche wird von den Christen seines Dorfes durch Tsingnan, „Beugen des rechten Knies", chinesische Begrüßung des Höheren von dem Niederen, geehrt. Die leider mehr oder minder frechen Diener des Reisenden, welche den Aufenthalt in einer Mission nicht mögen, da sie dort keinen Squeeze machen können, respektieren den Schenfu „geistlichen Diener" sehr wenig. Ja, sie machen sich lustig über den „fremden Teufel" in chinesischer Kleidung und falschem Zopf. Der Missionar predigt, daß ein weißer Mann jeden Tag mehrmals in die Kirche geht und stets ein gottgefälliges Dasein führt. Der Bauer, welcher nie

aus dem Grenzgebiete herausgekommen ist, glaubt zunächst den Worten seines Seelsorgers. Nun hört er aber von den aus der Großstadt kommenden Dienern, daß ihr Lauye „Herr“ auch menschliche Schwächen hat und manchmal nach dem chinesischen Sprichwort lebe: „Tsche ho piao du“, d. h. Essen, Trinken, Kartenspielen und Teehäuser besuchen. Da von den Bekehrten ein großer Teil ohnehin sehr wankelmütig ist und nur durch örtliche oder Familienverhältnisse gezwungen, den christlichen Glauben angenommen hat, so streut der Troß der Reisenden den Samen des Unfriedens in die Herzen der Gläubigen. Es kommt leicht zu Schlägereien; denn der Oerl mautze „zweite Mütze“, — verächtliches Wort für einen Konvertiten, — ist dem echten Sohn des Himmels ein Gegenstand des Spottes, des Mitleids und der Verachtung.

Eines Missionars, des Belgiers Desmet, möchte ich an dieser Stelle gedenken, der bis 1906 in Tun kia yin tsze im Weitschang „dem kaiserlichen Jagdpark“ nördlich Jehol wohnte. Mit einer Gastfreundschaft, die keine Kleinlichkeit kannte und von Herzen kam, nahm der tapfere Mann, der dort durch sein persönliches Verhalten 1900 die Sache der Kirche nach der einstimmigen Ansicht seiner Amtsbrüder gerettet hat, mich auf. Wenn ihn seine Pflicht nicht rief, hat der weidgerechte Jäger und hervorragende Schütze mich begleitet. Mit der Büchse holte er den Adler aus den Lüften, und zwar mit derselben, mit der er während der Boxerunruhen seine Kirche nicht nur heldenmütig verteidigte, sondern durch einen siegreichen Angriff gegen Tausende von Widersachern vor Vernichtung geschützt hat. Sein König hat ihm dafür einen Schwerterorden verliehen. Er ist wohl der einzige Missionar, dem solche kriegerische Ehrung zuteil geworden ist.

Ferner will ich hier das Trappistenkloster Yan kia ping, eine halbe Tagereise außerhalb der Großen Mauer, welche dort ganz zerfallen ist, in Erinnerung bringen. Denn es ist wohl sehr wenig in Europa bekannt, daß sich dieser Orden dort eine Stätte gebaut hat, weit ab vom Getriebe der Menschen in köstlichem Bergesfrieden, 4 Tagereisen westlich von Peking entfernt. Den Hunho „trüber Fluß“ (berühmt durch die Marco Polo-Brücke) hinauf, dann dem Laufe seines Nebenflusses Tsingschuiho, „klares Wasser“ folgend, die Große Mauer durch das Hsiaulungmen „kleines Drachentor“ passierend, gelangt man zu den frommen Brüdern. Arbeiten und Beten ist ihre Losung. Ihre Nahrung besteht aus Früchten der Erde, von den Mönchen selbst eingeerntet, die sie chinesisch zubereiten. Ihre

Stimme darf sich nur bei den Gebeten und Gesängen, nicht aber zu beliebiger Unterhaltung erheben. Nur der Abt, der Bischofsrang hat, und ein Verwalter dürfen beliebig sprechen. Wer sonst reden will, muß den Abt um Erlaubnis bitten. Diese wurde bei meinem Besuch einem Deutschen gewährt, der schon einige Jahre vorher in einem belgischen Trappistenkloster gewesen und nach China gekommen war, um dort im Kloster zu sterben. Er hatte seine Muttersprache fast ganz verlernt. Zu meiner Zeit waren 60 richtige Mönche und viele Novizen da, darunter 20 Europäer, hauptsächlich Franzosen, die übrigen



Trappisten aus dem Kloster Yan kia ping.

Chinesen. Des Morgens um 2 ertönt die Klosterglocke und ruft die Brüder zum Gebet in eine schöne, große Kirche, die der Bischof von Nordchina, Monseigneur Jarlin, hat erbauen lassen. Brausend setzt das Harmonium zu dem Gesange der Patres und der Novizen ein. Unter religiösen Zeremonien und unter harter Arbeit geht der Tag ohne weltliche Vergnügungen hin. Sobald es dunkelt, legt sich jeder in seiner engen Zelle auf eine harte Holzpritsche ohne Bettzeug, die Kutten nicht ablegend.

Außer der großen Kirche besteht das Kloster aus drei parallel laufenden, etwa 30 m langen Gebäuden, die durch einen rechteckigen Gemüsegarten, der sich vorn, und durch einen ebensolchen Hof, der sich hinten befindet, getrennt sind. Den Abschluß an den Seiten macht eine Mauer bzw. ein den erstgenannten Gebäuden gleichgeformter Seitenhausflügel. Sämtliche Gebäude sind einstöckig und äußerst reinlich gehalten, wie auch die Gärten mustergültig sind. Ein guter Landwein wird darin gezogen, der einzige Luxus, welchen sich die Patres gönnen. Zum Kloster gehört ein Vorwerk.

Außer zu Chinesisch-Neujahr, an welchem Tage alle frommen Klosterbrüder einige Stunden reden dürfen und einen gemeinschaftlichen Spaziergang machen, verlassen sie nur zur Garten- und Landarbeit ihre Behausung.

Der Fremdling wird sehr gastlich aufgenommen und ihm alles gezeigt. Doch hat es auf mich und meinen Begleiter einen traurigen Eindruck gemacht, daß Menschen die guten Gottesgaben so verachten. H. Heines Vers fiel mir ein:

> Gott gab uns nur einen Mund,
> Weil zwei Mäuler ungesund.
> Mit dem einen Maule schon
> Schweigt zuviel der Erdensohn.

Ich hatte mir unter Trappisten alte Leute vorgestellt, die aus irgendwelchen Gründen fern von Glück und Elend ihr Leben beschließen wollen, und war erstaunt, Jünglinge, die von der Welt noch nichts gesehen hatten, dort anzutreffen. Da die Väter keine Propaganda machen, ist es mir ein Rätsel, wie die redseligen Chinesen auf die Idee kommen, Trappisten zu werden. Wahrscheinlich treibt sie harte Not in das Kloster, wo wenigstens für ihren Unterhalt gesorgt wird. Denn die dortige Gegend ist sehr, sehr arm; vielleicht schickt auch die französische Mission Ersatz.

Während der Boxerunruhen ist das Kloster verschont geblieben. Sicherlich hatten die Chinesen eine Scheu vor diesen eigenartigen Menschen, die nicht reden, sich nur um ihre Religion kümmern und nie jemand etwas zuleide getan haben.

Die Mongolen verhalten sich dem Christentume gegenüber vollständig ablehnend, trotzdem es unter den Mongolenkaisern in hohem Ansehen stand, sogar Staatsreligion hätte werden können, wenn der so pietätvolle Ahnenkultus vom römischen Papste nicht für Heidenwerk erklärt worden wäre. Die englische Bibelgesellschaft hat die Bibel in mongolischem und chinesischem Text mit Abbildungen drucken lassen; sie hat

aber keinen Erfolg zu verzeichnen, trotzdem sie in ihrem Vertreter, dem Schweden Larsen, einen Mann gefunden hat, der nicht nur mongolisch perfekt spricht, sondern auch im Volke sehr angesehen ist. Es geht so weit, daß sich streitende Mongolen von weither kommen und ihn als Schiedsrichter anrufen.

Nachdem den Russen die Mandschurei entrissen worden ist, liebäugeln sie mit der Mongolei. Durch die tausende von Kilometern lange Grenze sind sie im steten Verkehr mit der Steppe. Ein Teil ihrer Untertanen, die Burjäten, sind Mongolen und Buddhisten. Dem weißen Zaren ist es ein leichtes, für seine lamaistischen Sibirier Gesandte mit reichen Geschenken an die lebenden Götter in Lhasa und Urga zu schicken, ohne China offiziell vor den Kopf zu stoßen. Seit den Verträgen von Tientsin 1858 und Peking 1868 geht die Post über Land nach Kiachta. Russische Beamte dürfen mongolischen Vorspann ebenso unentgeltlich fordern wie die chinesischen. In Urga wohnt ein Generalkonsul, selbst ein Burjäte, mit einem Stabe mongolisch sprechender Beamten, die im eifrigen Konnex mit dem Hutuktu sind. Sein Einfluß ist so groß, daß die Europäer ihn den König von Urga nennen und die Mongolen ihn für eine Inkarnation Buddhas halten. Die Nähe des sibirischen Schienenstranges, der in absehbarer Zeit entweder über Uljassutai oder Urga nach China weiter geleitet werden wird, führt den Mongolen die Macht des Riesenreiches stets vor Augen. Durch den japanischen Krieg hat das Ansehen Rußlands allerdings etwas gelitten, zumal die Inselbewohner fortwährend wühlen. Doch stehen die Russen den Mongolen so nahe, die Japaner dagegen wohnen so weit, daß die Zeit diese Scharte schon ausgleicht oder ausgeglichen hat. Wie schon einmal erwähnt, hat das Eingehen der russisch-chinesischen Banken sehr geschadet. Allgemein hält man es für einen Fehler der russischen Diplomatie, sich dieses Faktors entledigt zu haben. Es hätte trotz der schlechten Finanzlage ein Modus vivendi gefunden werden müssen. 1870 und 1900 haben die Mongolen und ihr lebender Gott in Dakuren russische Geschütze, russische Infanterie und Kosaken gesehen. Sie haben den Unterschied gemerkt zwischen dem militärischen China und Rußland. Bei etwaigen Unruhen ist letzteres in der Lage, während der günstigen Jahreszeit ohne Schwierigkeiten Tausende von Reitern mit Artillerie und Maschinengewehren durch die Steppe nach Kalgan zu schicken. Eine Kavalleriedivision kann in weniger als zwei Monaten vor Peking stehen. Dazu kommt, daß der

Russe, vor allem der Sibirier, im Wesen dem Mongolen vielfach ähnlich und deshalb auch sympathisch ist. Die Russen sind so schlau, die Mongolen als gleichberechtigt zu betrachten, während die Chinesen diese Manse „wilde Männer“ nennen und auf sie wie auf alle Fremden mit Hochmut herabsehen, sie stets übervorteilen, schlagen und zuguterletzt ihnen Land fortnehmen.

Die Japaner, deren Politik mit aller Macht die Absicht verfolgt, immer größeren Einfluß in China zu gewinnen, versuchen, verbotenerweise in der Mongolei ihr Schäfchen ins Trockene



Mongolischer Fürst Charatsin mit Exzellenz v. Mumm im Kreise deutscher Offiziere in Peking.

zu bringen. Vor allem sehen sie den Russen auf die Finger. Als Chinesen verkleidet, nehmen sie Karten auf, als Lama angezogen, versuchen sie durch Verteilen von Schriften, Büchern und Bildern die gelbe gegen die weiße Rasse, in diesem Falle gegen Rußland, aufzuhetzen. Auch ohne Maske trifft man sie oft tief im Innern, angeblich auf Jagd, in Wirklichkeit auf Spionage. Allerdings gibt es auch unter ihnen viele kleine Leute, die ohne Hintergedanken ihren Schund und Medikamente verkaufen; mit sogenannter Augenmedizin verdienen sie

besonders viel Geld. Zwar haben die Japaner kein Recht, in der Mongolei Geschäfte zu machen, da nur Chinesen dort Handel treiben dürfen. Wenn es sich aber um einen Vorteil handelt, so kennt der Japaner keine Rücksichten. Wie auf das Volk, versuchen sie auch auf die Fürsten zu wirken. So hat ein junger Japaner Tora waka „junger Tiger" dem Prinzen Charatsin, der im Jeholgebiet residiert, eine Mädchenschule eingerichtet, während ein anderer ihm Soldaten modern ausgebildet hat. Der Prinz selbst war mehrere Jahre in Japan und spricht die Sprache. Ein anderer mongolischer Prinz Tu-oerh-nu-te ist im Lande der aufgehenden Sonne auf einer Kriegsschule.

Wir Deutsche kommen dort den mongolischen Großen freundlich entgegen in der Hoffnung, daß sie der deutschen Industrie etwas zu verdienen geben. Tatsächlich haben auch Prinzen Bestellungen bei deutschen Firmen gemacht. Das deutsche Militär in Peking hat ihnen bereitwilligst vorexerziert und Auskunft über Waffen und Einrichtungen gegeben. Die Offiziere haben die Fürsten in ihr Kasino geladen, ebenso wie der kaiserliche Gesandte sie ihrem Range entsprechend geehrt hat.

II.

Über Lamaismus.





Großer Buddha im Lamatempel in Peking.

Die ursprüngliche Religion der Steppenbewohner ist Schamanismus, ein reiner Götzendienst, wie er in Afrika, an den Polarregionen und bei einigen indianischen Stämmen noch herrscht. Alles Gute und Böse kommt von Geistern, auf welche die Geistlichkeit, die sich auf Beschwörung, Zauberei und Weissagung versteht, Einfluß hat. Als das Mongolenvolk unter der Yuan-Dynastie aus der Steppe herabstieg und China unterwarf, da genügte diese einfache Religion den verfeinerten Ansprüchen nicht mehr. Missionare des Buddhismus, Taoismus, Confucianismus, des Islams und Christentums versuchten am kaiserlichen Hofe und im Volke Propaganda zu machen. Es fanden sogar gelehrte Disputationen statt, in denen die Vertreter der einzelnen Konfessionen die Vorteile ihres Glaubens priesen, die aber resultatlos verliefen. Kublai-Khan hat die christlichen Missionare, welche ihm vom Papst geschickt worden waren, um ein Wunder gebeten. Falls sie ein solches darstellen könnten, würde er die Überlegenheit der christlichen Religion anerkennen. Die Mönche verneinten von vornherein. Dagegen erklärten sich die Lama bereit, dem Kaiser überirdische Kräfte vorzuführen. In Gegenwart der Missionare sagte der Groß-Khan, daß er Buddhist werden würde, falls die



Lama beim Gottesdienst im Ma-wang-miau (Pferdegott-Tempel).

Lama ihr Wort hielten. Da erhob sich plötzlich vom Tische der Weinkelch des Kaisers und flog ihm von selbst an den Mund. Daraufhin nahm er den buddhistischen Glauben an, und entschied sich aus politischen Gründen für dessen Abart, den Lamaismus. Wie die katholische und evangelische Religion sich gegenüber stehen, so kann man besonders in der äußeren Form ähnliche Unterschiede zwischen der lamaistischen und rein buddhistischen Kirche finden. Denn erstere hat, wie einst die katholische, einen Staat, der vollständig von einer Priesterhierarchie, mit einem Papst an der Spitze, regiert wird. Dieses Papsttum hat der Kaiser Kublai-Khan offiziell anerkannt, um seinen Einfluß in dem nur scheinbar eroberten Tibetanischen



Lama beim Gottesdienst im Ma-wang-miau (Pferdegott-Tempel).

Reiche zu vermehren. Bis zu dieser Zeit war das „Schneereich" in unzählige kleine Herrschaften zersplittert; teils waren es Laien auf ihren Burgen, teils Äbte in ihren Klöstern, die sich in wilder Fehde bekriegten. Mit der Zeit siegte der Klerus, und die Pröpste des Klosters Sakya erhielten die Vorherrschaft. Nach ihren roten Kappen und Gewändern nannte man diese Richtung „die rote Lehre". Mit dem jungen Abte dieses mächtigen Monasteriums, der den tönenden Namen „die Standarte der Weisheit" hatte, führte der Groß-Khan seine Verhandlungen und bestätigte ihn auch in der Vorherrschaft. Er gab ihm u. a. die Titel „König der großen und teuren Lehre" und „Lehrer des Kaisers", wofür der hohe Priester den

Kaiser weihte. Es war ein ähnliches Verhältnis, wie zwischen den römischen Päpsten und den deutschen Kaisern im Mittelalter. Im Laufe der Zeit entfernte sich die rote Lehre immer mehr von den ursprünglichen Satzungen Buddhas, das Volk wurde unzufrieden, und es traten Reformatoren auf. Der wichtigste unter ihnen, der hauptsächlich dem Lamaismus sein jetziges Gepräge gegeben hat, ist Tsong Kaba, welcher teilweise mehr verehrt wird wie der Gründer des Glaubens Padma-Sambhawa. Er und seine Anhänger trugen gelbe Mützen und Gewänder. Wie Martin Luther muß er ein tapferer, streitbarer Herr gewesen sein. Denn unerschrocken kämpfte er gegen den lamaistischen Papst an und folgte nicht dessen Ruf, so daß der Kirchenfürst selbst aufbrach, um den Abtrünnigen in seiner Klause zur Rede zu stellen. Köppen schreibt darüber: „Als er (Sakya-Lama) in Tsong Kabas niedere Zelle trat, stieß er mit seiner hohen roten Mütze an und diese fiel zur Erde. Es war ein bedeutungsvoller Fall, der den Triumph der gelben Mütze über die rote verkündete. Der Reformator, ohne sich an die Gegenwart des Kirchenoberhauptes zu kehren, saß da mit untergeschlagenen Beinen, wie die großen Heiligen zu sitzen pflegen und ließ die Kugeln seines Rosenkranzes durch die Finger rollen. Indem aber jener anhub, von seiner eigenen erhabenen Stellung und den Vorzügen der roten Religion salbungsvoll zu reden, unterbrach ihn Tsong Kaba, ohne ihn eines Blickes zu würdigen, mit dem Rufe: „Elender, ich höre das Seufzen einer Kreatur, die Du mordest." Wirklich war der Kirchenfürst eben damit beschäftigt, eine Laus zwischen seinen Fingern zu zerquetschen, uneingedenk des ersten Gebotes im buddhistischen Decabo, nach welchem es die größte aller Sünden ist, ein atmendes Wesen zu töten. Wie niedergeschmettert stürzte er zu den Füßen des kleinen Doktors und erkannte dessen Überlegenheit an. Von diesem Augenblick an fanden seine Reformen keinen Widerstand mehr."

Inwieweit gerade diese Tiere auch heute noch für unverletztlich gelten, zeigte mir folgender Vorfall: Ein junger Lama, der bei einem Missionar in Kalgan angestellt war, wurde von Läusen, die sich in seinem Pelze festgesetzt hatten, fast zur Verzweiflung geplagt. Er zog den Rock aus und hängte ihn bei strenger Kälte acht Tage lang ins Freie, so daß seine Peiniger alle erfrieren mußten. Da er aber nur dieses einzige warme Kleidungsstück hatte, erkältete er sich in dem rauhen Klima so gewaltig, daß seine Seele um ein Haar in ein anderes Lebewesen gefahren wäre. Um keinen Preis der Welt hätte

er, vielleicht in Erinnerung an Tsong Kaba, gewagt, eigenhändig dies Ungeziefer zu töten. Tsong Kaba bemühte sich, die ursprünglichen strengen Ordensregeln wieder einzuführen. Seine Anhänger sollten einfache Kleidung tragen, ihre Nahrung erbetteln und in der Einsamkeit meditieren. Er führte das unbedingte Zölibat für die Priester ein, und nannte seine Sekte Gelugpa „die Tugendhafte". Abgesehen davon, daß er den inneren Menschen bessern wollte, führte er auch einen fest geregelten Kultus ein. Er stand hierin offenbar unter dem Einflusse römisch-katholischer Priester; denn der Schriftsteller spricht davon, daß ein fremder Mann aus dem Westen mit einer langen Nase und stechenden Augen mit dem Reformator zusammengekommen wäre. Bis jetzt ist noch nicht erwiesen, wie die Übereinstimmungen zwischen dem Lamaismus und Katholizismus entstanden sind. Die ersten Missionare, die den lamaistischen Gottesdienst sahen, waren erstaunt über die Analogien und behaupteten, ein Teufel „der Affe Gottes" habe den Heiden die Äußerlichkeiten der christlichen Religion gezeigt. Tatsächlich finden sich viele Berührungspunkte. Die Priesterhierarchie mit dem Kirchenstaat, das Zölibat, die Verehrung der Heiligen, Fasten, Prozessionen, Verbrennen des Weihrauchs, Rosenkranz, Mitra und Hirtenstab, sowie vor allem das Mönchswesen und Klosterleben. Tsong Kaba wurde dort geboren, wo jetzt das Kloster Kumbum bei Hsi-ning in Kansu steht. Der dortige heilige Baum soll an der Stelle gewachsen sein, wo seine Windeln oder nach einer anderen Lesart seine Haare vergraben worden sind (s. Filchner). Der Reformator starb 1419 und ist der Sage nach in den Himmel gefahren. Er soll zwei seiner Jünger als Nachfolger bestimmt haben. Auf diese führen jedenfalls die beiden hohen Priester der lamaistischen Hierarchie, der Dalai-Lama und der Pantschen-Lama ihren Ursprung zurück. Dalai-Lama heißt „Ozean-Priester", d. h. geistlicher Mann, dessen Tugenden so groß sind wie das Weltmeer. Der Name seines Genossen bedeutet „hochwürdiges großes Lehrerjuwel". Tsong Kaba soll seinen beiden Nachfolgern nach dem Dogma des Buddhismus verheißen haben, daß sie stets als Heilige wiedergeboren werden. Der Pantschen-Lama gilt als Incarnation Tsong Kabas, der Dalai-Lama als die des Padma-Pani. Der erstere hat gewissermaßen das Lehramt, der zweite das königliche. In ihrem religiösen Können gelten sie bei den Gläubigen als gleichberechtigt. Da aber der Dalai-Lama ein größeres Gebiet beherrscht, ist er in weltlicher Beziehung stärker und gilt daher politisch China und dem Auslande gegenüber als der Herrschende. In der Praxis aber

hat es sich oft ergeben, daß der Dalai-Lama nur ein Kind war und der Pantschen für ihn die Geschäfte führte. Dieser fromme Mann und sein Anhang pflegten dafür zu sorgen, daß der erste Machthaber nicht zu alt und dadurch selbständig wurde. Gift und andere Mittel waren ihnen heilig.

China ist von der Yuan-Dynastie an bis zur jetzigen stets darauf bedacht gewesen, seinen Einfluß in Lhasa nicht zu verlieren. Die zwei dortigen Residenten bewachen jeden Schritt und haben Militär zur Verfügung, um etwaige Unbotmäßigkeiten der tibetanischen Lama im Keime zu ersticken. So haben 1908/1909 während der Abwesenheit des Dalai-Lama Gefechte zwischen den Priestern und Regierungstruppen stattgefunden*). Besonders groß ist der Einfluß des Kaisers bei der Neuwahl eines Dalai, so daß Kinder aus Familien, die gegen China sind, nicht als Sieger aus der Urne hervorgehen können. Zur Wahl kommen nur solche Kinder in Betracht, bei deren Geburt ein mystisches Zeichen beobachtet worden ist, was bei dem grassen Aberglauben und den üblichen Schiebungen nicht schwer fällt. Sind drei bis vier entsprechende Babys zusammen, so werden ihnen echte und genaue Nachahmungen irgend eines Lieblingsgegenstandes des Buddha, der seiner körperlichen Hülle entstiegen ist, vorgelegt. Wer von den Kindern das echte Stück herausfindet, in dessen Seele ist die des Verstorbenen geeilt. Bestehen mehrere Kinder diese Probe, so muß das Los entscheiden. Im allgemeinen kommen für die Wahl nur Tibetaner in Betracht. Der jetzt lebende Dalai-Lama hat es verstanden,

*) Zurzeit geht die Regierung mit dem Gedanken um, moderne Soldaten nach Lhasa zu schicken, um dem tatkräftigen Dalai-Lama etwaige Gelüste auszutreiben. Man will ihm auf die Finger sehen, daß er nicht mit Rußland anbändelt. In Aussicht genommen sind die 10 000 Mann starke Armee des Generals Kiangweiti, die in Tungtschou bei Peking liegt und nicht direkt zur Ludsin„Landarmee" gehört. Sie ist aus alten Veteranen gebildet, die sich gegen Räuber ausgezeichnet haben. Während des russisch-japanischen Krieges stand sie nördlich der großen Mauer am Lian ho, um ein Vordringen der Russen oder Japaner auf Schanhaikwan, am östlichen Ende der großen Mauer zu verhindern. 1900 kämpften diese Krieger gegen die Gesandtschaften. Ihr jetziger General Kiang ist aus der alten Schule, ein Haudegen 2 m groß, der nicht lesen und schreiben kann. Im chinesisch-japanischen Kriege war er in Port Arthur einer der Generale und tat später, als die Festung im russisch-japanischen Kriege gefallen war, den klassischen Ausspruch: Wir Chinesen sind doch weit klüger als die Russen. Wir haben die Festung gleich übergeben, da sie nicht zu halten ist. Die Russen haben dort die größten Verluste erlitten und sich zum Schluß auch übergeben müssen. Warum haben sie als schlaue Leute es nicht so gemacht wie wir? — Während der Boxerunruhen deckte Kiangweiti mit seiner „nur sich selbst tapferen Armee" die Flucht des kaiserlichen Hofes. Nach seiner Rückkehr wurde er bald Kommandant von Peking und lud als solcher die fremdherrlichen Offiziere oft ein, die bei der alten jovialen Exzellenz, welche der Stern des preußischen Kronenordens schmückte, viele vergnügte Stunden verlebt haben.

sich gegen etwaige Angriffe von seiten der herrschenden Geistlichkeit zu schützen. Er ist Nr. 13 in der Reihenfolge der Groß-Lama und im Jahre 1876 geboren. Tubstan mit Namen, ist er ein energischer Mann, der von seiner Gottesähnlichkeit sehr überzeugt ist. Er machte den Chinesen 1908 bei seinem Besuche in Peking große Schwierigkeiten und wollte dasselbe Zeremoniell angewendet haben, welches dem Pantschen-Lama 1780 unter der Regierung des Kaisers Kienlung gewährt worden war. Vom Besuche dieses Pantschen will ich erzählen, da er die Veranlassung zu einem der schönsten Marmordenkmäler der ganzen Welt geworden ist.

Aus politischen Gründen — man fürchtete, er versuche sich der chinesischen Oberhoheit mit Hilfe Englands zu entziehen — lud Kienlung den Kirchenfürsten nach Peking ein. Nach allerlei Ausflüchten mußte sich dieser 1779 mit ungeheurem Gefolge auf den Weg nach China machen, obgleich er wegen seines Verhaltens ein schlechtes Gewissen hatte und ahnte, wie gefährlich die Hofluft Pekings ihm werden könnte. Nach 86 Tagen kam er an den Ort seiner Geburt, d. h. Tsong Kabas dem Kloster Kumbum. Dortselbst befriedigte er das religiöse Bedürfnis vieler Tausende und ging dann 1780 über die Klöster in den Wutaischan und bei Dolon nor nach der Sommerresidenz Jehol. Auf dem ganzen Wege strömten unzählige Gläubige heran, um sich segnen zu lassen, und unermeßliche Geschenke an Geld, Vieh und Seide wurden ihm gebracht. Der Kaiser schickte ihm Prinzen entgegen und ließ ihn durch starke Ehrenwachen geleiten. Nachdem er einige Zeit wie ein Fürst in Jehol gelebt hatte, begab er sich nach Peking, wo er in dem Hwangsse „gelben Tempel" nördlich der Tatarenmauer Pekings Wohnung nahm*). Hier wurde der Hohe-Priester seinem Range nach geehrt und ihm alles gezeigt. Er segnete das Volk und den kaiserlichen Hof. Im Oktober 1780 ergriffen ihn plötzlich die schwarzen Pocken, seine Seele flog aus dem Körper nach Tibet in ein kleines Kind. Nach anderer Lesart soll der Kaiser ihm nachgeholfen haben, wieder jung zu werden. Jedenfalls wußte Kienlung etwaige Zweifel geschickt zu zerstreuen. Er befahl, den Kirchenfürsten in einem goldenen Kasten in sitzender Stellung — wie wir jetzt noch in Peking, in dem schon erwähnten Tientan, einbalsamierte, Priester-Leichen sehen — beizusetzen und nach Tibet unter großen Feierlichkeiten zurückzubringen. Der Kaiser

*) Zurzeit ist dieses Heiligtum ganz zerfallen. Als 1908 der Dalai-Lama kam, reichten die Mittel nicht, es wieder aufzubauen.

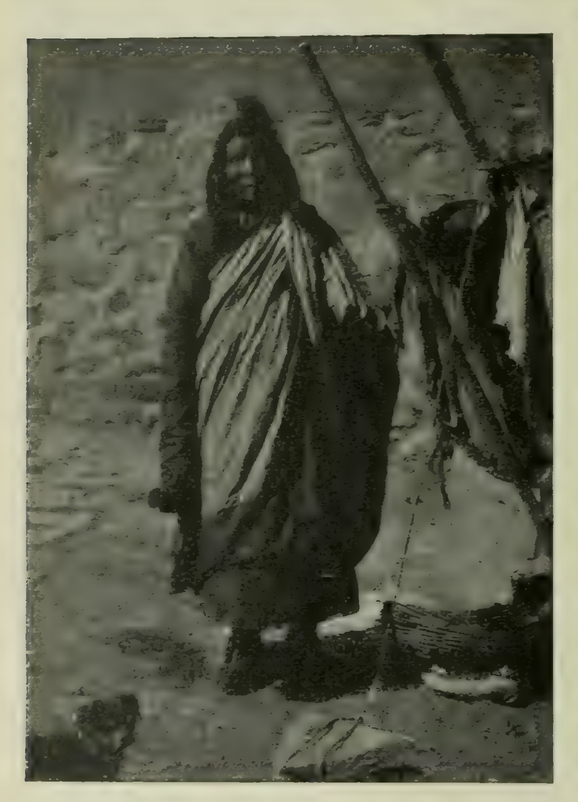


Gelber Tempel (nördlich von Peking).

selbst ließ einen riesigen Marmorobelisken machen, der heute noch im Hwangsse zu sehen ist. Gekrönt ist der Marmorblock, auf welchem in der künstlerischsten Weise das Leben des verstorbenen Kirchenfürsten dargestellt ist, von einer lamaistischen Bischofsmütze, welche vergoldet sein soll. 1900 haben japanische Truppen in dem Tempel gelegen. Einige Soldaten versuchten die Spitze des Obelisken zu erklimmen, um sich des Goldes der Mütze zu bemächtigen. Hierbei sollen etliche tödlich abgestürzt sein. Aus Wut über den Tod ihrer Kameraden haben die Japaner, wie die Priester und Wächter behaupten, den Obelisken beschädigt, die Köpfe an den Reliefs dieses herrlichen Bauwerks abgehauen und die dabei stehenden Chinesen erschlagen. Unter diesem marmornen Kunstwerk sollen die Kleider jenes Pantschen liegen.

Der gegenwärtige Dalai-Lama war 1903 vor den Engländern geflohen und kehrte trotz stetem Drängen der chinesischen Regierung erst 1909 nach Lhasa zurück. Außer in Peking weilte er inzwischen in verschiedenen heiligen Klöstern. So residierte er zunächst einige Zeit in Urga, wo ein anderer lebender Gott, der dritthöchste in der Hierarchie, seinen Palast hat. Dieser nahm aber aus Eifersucht keine Notiz von der Wiedergeburt aus Lhasa. Er behauptete, in Dakuren von dessen Existenz nichts zu wissen, da ihm das Kolonialamt in Peking keine offizielle Nachricht geschickt habe. Der Dalai-Lama wieder ärgerte sich sehr über den Lebenswandel seines Kollegen, der ganz im Gegensatze zu den buddhistischen Lehren stand. Es heißt da: „Du sollst keine berauschenden Getränke trinken". Der lebende Gott Urgas betrinkt sich täglich. „Du sollst keusch leben". Der lebende Gott Urgas hält sich eine oder mehrere Frauen und fährt ungeniert mit einer Schönen in einer russischen Troika mit vergoldetem Bügel durch die Straßen seiner Residenz. Allerdings trägt die Dame dezenterweise Lamakleidung und hat einen glattrasierten Schädel. Das harmlose Volk der Mongolen nimmt übrigens ihrem Kirchenoberhaupt diese Extravaganzen gar nicht übel. Diese Tatsachen habe ich in Urga selbst von Russen und Chinesen gehört. In den Wutaischan, den heiligen Bergen der Provinz Schansi, habe ich Vorbereitungen gesehen, welche für den Empfang des Hohen Priesters getroffen waren. Aus Zeitmangel konnte ich seine Ankunft nicht abwarten. Mein Freund Oloff, der einige Tage länger verblieb, hatte dank seines Monokels und seiner chinesischen Visitenkarte mit den Zeichen Olofo „der lachende Buddha" den Vorzug, den Dalai in längerer Audienz zu sehen. Nach

irgend einer Weissagung sollte ein Mann aus dem Westen mit drei Augen dem Dalai-Lama Glück bringen. Nachdem das Gefolge die nötigen Geschenke erhalten hatte, war der „lachende Buddha" mit drei Augen — zwei richtigen plus einem Monokel — der gesuchte. Bevor der tibetanische Papst die Wutaischan betrat, fragte er den Kaiser um Erlaubnis, ob er die Stätte besuchen dürfe, wo 1780 der Pantschen herrliche Stunden der Erbauung verlebt habe. So fest glaubt oder muß er an seine Wiedergeburt glauben. Die Reise verursachte der chinesischen Regierung ungeheure Kosten. Um diese zu vermindern, mußte der Kirchenfürst von Tai-juen-fu, der Hauptstadt Schansis, in einem prächtig ausgeschlagenen Eisenbahnwagen nach Peking fahren. Eine Weigerung mit dem Hinweis auf das Zeremoniell von 1780 konnte er nicht begründen, da es damals keine Lokomotiven gab. Es war dies das erste Mal unter der Sonne, daß ein lebender Gott in einem so modernen Fahrzeuge reiste. Vielleicht kommen einst Zeiten, in denen diese Inkarnation auf einem Zeppelin aus dem Schneereiche in Pekings Ebene herabfliegt, um den Sohn des Himmels zu segnen.



Tibetaner auf den Wu-tai-schan betend.

In der Hauptstadt selbst wurde der Dalai-Lama nicht so geehrt, wie er es wohl gern gesehen hätte. Zwar wurde er

am Bahnhof von einem kaiserlichen Prinzen abgeholt und eine Ehrenkompagnie unter präsentiertem Gewehre mit guter europäischer Musik führte ihn gleich ein in das moderne China, wo der Glaube an einen lebenden Gott, der stets wiedergeboren wird, unmöglich ist. In feierlichem Zuge unter Eskorte der nach europäischer Manier ausgebildeten Polizisten zu Fuß und zu Pferde begab er sich in einen kleineren Tempel außerhalb des Nordtores Pekings, der für ihn hergerichtet war. Von großem Prunk war darin nichts zu bemerken. Überhaupt kümmerten sich die Chinesen sehr wenig um das lamaistische Oberhaupt. Dagegen strömten Tausende von frommen Mongolen in seinen Tempel, um dort gesegnet zu werden. Einige Wochen nach seinem Einzuge reiste ich in der Mongolei und hatte das Gefühl, als ob sich das ganze Land in der Wanderung befände. Mongolische Beamte in schönen Karren von guten Maultieren gezogen, reiche Herdenbesitzer mit Kamelkarawanen, die Schätze für den Dalai-Lama trugen, wechselten ab mit einzelnen Reitern auf geschmückten Ponies. Dazwischen sah man Ochsenkarren, in denen auch alte Frauen saßen, welche ihre Söhne oder Enkel begleiteten. Arme Fußgänger mit ihren Päckchen auf dem Rücken traf man ebenfalls an. Sie alle zogen gen Peking, um den lebenden Buddha zu sehen. Denn wer einmal das Antlitz des Dalai erblickt hat, wird in der Seelenwanderung Mensch und hat nicht zu befürchten, ein geschundenes Last- oder ein gejagtes Raubtier zu werden. Wahrlich, es lohnt sich für die strenggläubigen Söhne der Steppe um diesen Preis die weite Reise anzutreten! Besondere Aussichten ergeben sich für die vielgeplagten mongolischen Frauen, die als Männer wieder geboren werden, wenn sie ihren Papst gesehen haben*). Durch den Tod des Kaisers und der Kaiserin Mutter im September 1908 trat der Dalai in den Hintergrund. China hatte in diesem Moment genug mit sich selbst zu tun und konnte

*) Interessant war zu beobachten, daß sehr viele Burjäten mit Kind und Kegel sowohl nach den Wutaischan als auch nach Peking wallfahrteten, um sich segnen zu lassen. Da die armen Kerle nicht chinesisch sprachen, auch mongolisch sich schlecht verständigen konnten, wurden sie von den Gastwirten und Kaufleuten mächtig übers Ohr gehauen. Ein großer Teil von ihnen konnte sich russisch unterhalten, so daß sie glücklich waren, wenn sie einen Fremden trafen, der nach ihrer Ansicht russisch können mußte. Nach europäischer Weise zogen sie den Hut und versuchten eine Unterhaltung. Es ist eine kluge Mongolenpolitik der Russen, die Burjäten mit dem orthodoxen Glauben zu verschonen, trotzdem sie in anderen eroberten Ländern in dieser Beziehung sehr rigoros vorgegangen sind. Würden sie diesen Sibiriern den Lamaismus verbieten, so würden sie sowohl die lebenden Götter in Tibet, wie den Hutuktu in Urga so vor den Kopf stoßen, daß ihr Einfluß in der Mongolei sehr zu Schaden käme.

nicht an das entfernte Tibet denken. Nachdem der Hohe Priester noch an den kaiserlichen Särgen gebetet hatte, kehrte er nach seinem Schneereich zurück. Es ist eine eigenartige Wendung in der Geschichte, daß bei den beiden einzigen Besuchen, die von den Oberhäuptern Tibets in Peking gemacht worden sind, jedesmal ein Todesfall erfolgte, 1780 starb der Pantschen-Lama während des Besuches beim Kaiser Kienlung. 1908 starb der Kaiser Kwangssü während des Besuches des Dalai-Lama.

In den Kämpfen von 1698—1703 erwarb sich China die Oberhoheit über Tibet. Die an Jünnan und Szetschwan grenzenden Gebiete wurden in diese Provinzen einverleibt. Drei südlich Tibet gelegene Länder Nepal, Sikkim und Bhutan gingen im Anfang bzw. Mitte des 19. Jahrhunderts den Chinesen verloren und kamen unter Englands Protektorat. Es ist daher natürlich, daß die Engländer mit den Tibetanern in Geschäftsverbindungen treten und Vorteile für sich herausschlagen wollten. 1890 und 1893 wurden zwar Handelsverträge zwischen diesen beiden Ländern geschlossen, aber das Priesterland Tibet ging nicht aus seiner Abgeschlossenheit heraus und beobachtete die Vereinbarungen nicht. Mußte doch die Hierarchie fürchten, daß durch den Verkehr mit der Außenwelt das Volk aufgeklärt wurde und somit ihre Macht schwände. Denn die Stärke ihrer Herrschaft beruht einzig und allein auf der Dummheit der Masse. Ferner trauten die Lama den Engländern nicht, welche die Nachbarländer schon eingesteckt hatten. Wie leicht könnten sie für das Schneereich ein ähnliches Interesse zeigen. Einmal festen Fuß gefaßt, würden die fremden Teufel sich schwerlich wieder entfernen. Hinzu kam noch der Umstand, daß Rußland im geheimen gegen England hetzte und China als eigentlicher Herr Tibets jeder fremden Einmischung feindlich gesinnt ist.

Die englische Regierung versuchte zuerst auf friedlichem Wege die Tibetaner an ihre Vertragspflichten zu erinnern. Als gar nicht darauf reagiert wurde, brach im Juli 1903 der Oberst Jounghusband, ein Kenner des Schneereiches, mit einer kleinen Truppenmacht dahin auf. Im Dezember folgte ihm der General Macdonald mit 3000 Mann. Es kam an den Pässen des Hochgebirges zu verschiedenen Gefechten, in denen die Tibetaner geschlagen wurden. Am 3. August rückten die Engländer in Lhasa ein. Ein historischer Moment! Wieder hatte der weiße Mann dank seiner Energie und Waffentechnik Einlaß gefunden in ein Reich, welches bis auf diesen Tag gegen Andersgläubige völlig abgeschlossen war. Der Dalai-

Lama war nach Urga in der Mongolei geflohen, der Pantschen Lama vertrat ihn. In dem Palaste des buddhistischen Papstes „Putala“ wurde am 7. September ein neuer Vertrag abgeschlossen, worauf am 23. desselben Monats die englische Armee den Rückmarsch antrat.

Zunächst mußten die Tibetaner die Kosten der Expedition tragen, einige Straßen dem Handel freigeben und sich verpflichten, ohne Englands Erlaubnis kein Gebiet abzutreten oder neu zu erwerben.

China hat diesen Vertrag für ungültig erklärt, nur China selbst verkehre durch Vermittlung des Waiwupu „des auswärtigen Amtes“ mit anderen Mächten. Tibet als Tributstaat sei nicht dazu berechtigt. Um dem Dalai Lama seine Macht zu zeigen, ergriff der Kaiser auf dem Drachenthrone energische Maßregeln, als deren Folge sich der buddhistische Papst gegen den Willen Chinas auf englisches Gebiet begab. Zur Strafe dafür ist er durch ein kaiserliches Edikt, dessen Wortlaut nachstehend wiedergegeben wird, abgesetzt worden.

Kaiserliche Erlasse.

25. Februar 1910.

Der Dalai-Lama von Tibet hat aus den Händen Ihrer verstorbenen Majestäten viele Gnadenbeweise empfangen, und wäre er ein Mann selbst nur mit dem Schein eines Gewissens, so würde er seine ganze Energie auf die Erfüllung der Pflichten seines heiligen Amtes richten und genau die Vorschriften seines Standes befolgen. Gleichwohl hat er seit Übernahme der Stellung des Schatzkanzlers von Tibet einen stolzen und verschwenderischen Lebenswandel geführt, wie ein solcher bisher unerhört war, und sich zudem höchst anmaßend benommen, indem er sowohl die Befehle der Regierung mißachtete, als auch seine Untergebenen schlecht behandelte. Im sechsten Mond des dreißigsten Jahres von Kuangssü machte er sich eine Ruhestörung zunutzen, um von Lhasa zu entweichen. Wegen seines üblen Rufes versetzte ihn der Kaiserliche Resident in Anklagezustand und entkleidete ihn seines Titels. Als er in Kurun (Urga) eintraf, kehrte er nach Hsining um, und in Berücksichtigung der Tatsache, daß er weit von seiner Heimat entfernt sei, wie in der Hoffnung, daß er seine Übeltaten bereuen werde, wies die Regierung die Ortsbehörden an, für sein Wohlergehen zu sorgen. Bei seinem Besuche in Peking wurde er in einer kaiserlichen Audienz mit Ehren empfangen und mit einer Eskorde versehen, die ihn sicher nach Tibet geleiten

sollte. Obwohl er auf seiner Rückreise die Ortsbehörden durch häufige Requisitionen belästigte, wurde er doch mit der gebührenden Rücksichtnahme behandelt, was dem Wunsche der Kaiserlichen Regierung entsprach, seine begangenen Verfehlungen zu verzeihen und ihn zu besseren Taten zu ermutigen. Die Entsendung von Truppen nach Tibet galt diesmal dem Zwecke, die Ordnung aufrecht zu erhalten und die Tibetaner in ihren offenen Märkten zu beschützen. Zu argwöhnischem Mißtrauen lag keine Veranlassung vor. Der Dalai-Lama setzte jedoch nach seiner Rückkehr falsche Gerüchte in Umlauf und bereitete neue Schwierigkeiten, indem er die Kaiserlichen Residenten verleumdete und die Lieferung von Nahrungsmitteln verweigerte. Bei mehreren Gelegenheiten wurden Vorstellungen bei ihm erhoben, doch zeigte er sich wohlgemeinten Ratschlägen unzugänglich. Wir wurden von dem Kaiserlichen Residenten verständigt, daß der Dalai-Lama gleich nach Eintreffen der Truppen aus Sze-tschwan Lhasa ohne vorherige Mitteilung in der Nacht des dritten Tages des jetzigen Mondes verließ und daß sein derzeitiger Aufenthalt unbekannt ist. Wir erließen sofort die Weisung, ihn wiederzufinden und nach Lhassa zurückzubringen, doch konnte er bis jetzt noch nicht entdeckt werden. Dem Dalai-Lama liegt die wichtige Pflicht ob, die Oberaufsicht über die Angelegenheiten der Kirche zu führen, und es ist im hohen Grade unpassend von ihm, seinen Posten nach Belieben zu verlassen. Außerdem haben wir ausgefunden, daß er ein Mann verschlagenen Charakters ist. Er war undankbar gegen den Thron, eine Enttäuschung für das Volk und besitzt nicht die Eigenschaften, um das Oberhaupt der Heiligen von Tibet zu sein. Zur Strafe verfügen wir hierdurch, ihn seines Dalai-Lama-Titels zu entkleiden und ihn als gewöhnliche Person zu betrachten, möge er sich wo es auch sei befinden, oder nach Tibet zurückgekehrt sein. Wir gebieten dem Kaiserlichen Residenten, eine Anzahl Kinder zu entdecken, deren Geburt von Zeichen und Wunder begleitet war, und ihre Namen der für diesen Zweck vorgeschriebenen goldenen Urne zu übergeben. Das Kind, dessen Name aus der Urne gezogen wird, soll als die Verkörperung Buddhas betrachtet und dergestalt die Propaganda der Religion fortgesetzt werden. Die Regierung beweist hierdurch, welche Wichtigkeit sie religiösen Angelegenheiten beimißt, wie sie ganz nach Verdienst die Guten belohnt und die Bösen bestraft. Die Geistlichen und die Laien von Tibet dürfen nicht vergessen, daß sie alle die Kinder des Kaisers sind, und haben nach Bekanntwerden dieses Erlasses den Gesetzen zu gehorchen, sowie Frieden zu halten. Auf diese Weise

werden sie den Wunsch des Kaisers ausführen, die Ruhe längs der Grenze aufrecht zu erhalten und die Interessen der Lama-Kirche wahrzunehmen.

Aus dem lebenden Gotte ist ein verfolgter Mensch geworden! Sic transit gloria mundi.

Auf die Ideen des Lamaismus näher einzugehen, gehört nicht in den Rahmen dieses Buches. In der Quellenangabe sind Werke angeführt, in denen sich der für Details interessierende Leser orientieren kann. Ich will nur erwähnen, daß ich selbst oft beobachtet habe, wie der Mongole überall böse Geister wittert, die er nur mit Hilfe der Lama zu bannen glaubt. Es ist unfaßlich, daß ein großer starker denkender Mensch sich so durch den Aberglauben beherrschen lassen kann. Der Klerus schürt natürlich das Feuer; sein Einfluß ist



Lama.

ungeheuer, da in jeder Familie ein Drittel der männlichen Mitglieder, die eventuell in Klöstern wohnen oder sich als Hauptprälaten gerieren, der hochangesehenen Kaste der Geistlichkeit angehört. Nichts kann unternommen werden in diesem frommen Grasreiche ohne die Priester, welche natürlich nicht sofort ihren Rat geben, sondern erst nach längerer Meditation die Geister fragen. Daß diesen Geschenke und Geld geopfert werden, welche die Lama als stellvertretende Götter einstecken, fällt den harmlosen Steppenbewohnern nicht weiter auf. Doch man lache nicht zu sehr über diesen naiven Glauben! Auch in europäischen Ländern der höchsten Kultur glaubt man durch Geisterbeschwören und Gesundbeten in den Himmel oder die Hölle zu kommen. Neben den Gebeten der Lama, die sich übrigens ebenso wie ihre Laienbrüder vor Dämonen fürchten, schützt sich der Mongole vor Teufeln durch Amulette und Gebetsprüche. Am liebsten ist ihm der Spruch: Om mani padme hum „O du Juwel im Lotos.“ Dies ist das am meisten gesprochene Gebet in der Welt. Täglich in der Hand seinen Rosenkranz, der 108 Glieder hat — eine buddhistisch wichtige Zahl — betet der Mongole unzählige Male diese heiligen Worte. Reitet er über die Steppe oder sitzt er abends am Feuer in der Jurte, murmelt er fortwährend diese Gebete vor sich



Gebetstrommel.

hin. Geht sein Leben im richtigen Geleis, betet er schon oft, passiert aber irgend etwas Unerwartetes, sei es Krankheit oder Glück, so bleiben seine Lippen nie stehen. Doch nicht genug damit; er hat diese heiligen Worte auf Trommeln geschrieben, die er an einem Stock befestigt. Dreht er den Stock, so bewegt sich das Instrument, auf welchem die wundertätigen Zeichen auf Papierstreifen unzähligemal aufgedruckt sind. Jede Umdrehung gilt als Gebet. In den Tempeln befinden sich solche Instrumente in großem Maßstabe. Auf den Wutaischan habe ich sogar Gebetsmühlen gesehen, welche mit Wasser getrieben werden. Der Mongole hockt sich stundenlang daneben, raucht ab und zu eine Pfeife und läßt das nasse Element für sich beten. In dem großen Lamakloster dieser heiligen Berge, im Pussating, befindet sich ein viereckiger Obelisk, der statt eines Reliefs viele kleine Gebetsmühlen hat*). Ich bin der festen Überzeugung, daß der spekulative Geist, welcher eine elektrisch betriebene Gebetsmühle einführt, im Grasreiche sich



Gebetstrommel.

*) Der fromme Mann läuft unermüdlich rechts oder links um den Marmorblock herum und setzt durch seine Hand die Gebetsmaschinen in Rotation. Je schneller er dieselben umkreist, desto öfter drehen sie sich und desto verdienstlicher ist sein Werk.

unsterblichen Ruhm erwerben würde. Gegen solch einen Zauberer könnte selbst der böseste Geist nichts ausrichten. Offen gestanden, kommt auch einem westlichen Menschen ein leichtes Gruseln an, wenn er die lamaistischen Dämone und die Höllenstrafen abgebildet sieht. Man kann es dem gläubigen Mongolen nicht übel nehmen, wenn er sich lieber mit solchen



Teufelsmaske.
(Text siehe Seite 32.)

Mächten nicht einlassen will. Dem Leser werden einige grausige Beispiele aus den acht heißen und acht kalten Höllen genügen. In der 1. heißen Hölle geht es zunächst folgendermaßen zu: „Hier werden die Elenden zerschnitten und in Stücke gedreht, sodann wieder zusammengesetzt und neu belebt. Diese Prozedur wird so lange fortgesetzt, wie die Leute

in der Hölle sind. Die Wiederherstellung des Leichnams für neue Qualen bildet einen wesentlichen Bestandteil des Verfahrens in allen Höllen. Die Leiche wird vollständig verstümmelt, alsdann wiederhergestellt, so daß der Todeskampf nie aufhört. Diese erste Hölle ist diejenige für Selbstmörder, Mörder, unwissende Ärzte, welche ihre Patienten getötet haben, betrügerische Bevöllmächtigte und Tyrannen.

Die Strafe der 1. kalten Hölle besteht in einem fortwährenden Untertauchen der nackten Person in Eis oder Eiswasser. Neben diesen unterirdischen Höllen gibt es noch 84 000 in Gebirgen, Wüsten, heißen Quellen und Seen. Ferner kennt der Lamaismus noch die Manes „Quälgeister", die dem Menschen nachstellen. Diesen fallen solche in die Hände, welche während ihres Erdendaseins geizig, habsüchtig, unbarmherzig und gefräßig waren. Edelsteine, Essen und Trinken stehen ihnen stets zur Verfügung. Aber ihr Mund ist nicht größer wie ein Nadelöhr, und der Schlund hat nur die Stärke eines Haares, so daß sie nie satt werden können. Haben sie aber etwas genossen, so wird die Speise glühend heiß und verwandelt sich im Magen in scharfe Messer, Sägen und andere Waffen, welche vom Becken aus den Magen aufschneiden, so daß schwere Wunden verursacht werden. Die Unglücklichen schreien fortgesetzt: Wasser, Wasser.

Doch nun zu etwas Freundlicherem!

Wie wir gesehen, sind die beiden ersten Männer der Priesterhierarchie der Dalai-Lama in Lhasa und der Pantschen-Lama in Taschilunpo. Im Range der nächste ist der lebende Gott von Urga, welcher zugleich der höchste Geistliche derjenigen Lamaisten ist, welche in der Mongolei und in China wohnen. Er gehört zu der zweiten Klasse, den sog. Hutuktu. Es gibt in Tibet auch einen weiblichen dieser Sorte, der den schönen Ehrennamen „Diamantsau" hat. An dritter Stelle stehen die Chubleighane, welche in den größeren Klöstern wohnen und deren Ruf und Heiligkeit und somit deren Einnahmen erhöhen. Diese drei Klassen der Hohen Priester sind sämtlich Inkarnationen, die im ganzen 160 an der Zahl sein sollen; davon sind 65 in Tibet, 19 in der Nordmongolei, 5 in der Südmongolei, 5 in Chando an der Grenze von Sze-tschwan, 14 in Peking, Jehol, Wutaischan und der Rest in sonstigen Lama-Monasterien im Bereiche der 18 Provinzen. Die andere Geistlichkeit, welche nicht als Heilige wieder erscheint, teilt sich in vier große Abteilungen:

1. Abt;

2. richtiger Mönch — ein solcher muß 25 Jahre alt sein und nach verschiedenen empfangenen Weihen die 253 buddhistischen Gesetze kennen;

3. Novize — ist nur teilweise geweiht und braucht 36 buddhistische Gesetze zu kennen;

4. Schüler — verpflichtet sich, bei seinem Eintritt die 5 buddhistischen Gebote zu halten:

   1. nicht töten,
   2. nicht stehlen,
   3. keine Unkeuschheit begehen,
   4. nicht lügen,
   5. keine berauschenden Getränke trinken.

In der Mongolei gibt es über 300 Klöster, in denen die lamaistischen Götter geehrt werden. Sie sind alle mehr oder minder nach dem gleichen Schema gebaut und die Priestereinteilung ist auch dieselbe. Nur die größeren Klöster haben einen richtigen Abt bzw. lebenden Gott. Den andern stehen sogenannte Da-Lama „große Lama" vor. Im allgemeinen wird der Reisende dort gut aufgenommen, zumal, wenn er die nötigen Zeremonien hat, z. B. erst seinen Diener mit Visitenkarte vorausschickt, um sich nach dem Befinden des großen Priesters zu erkundigen und um gastliche Aufnahme zu bitten. Hat der Fremde die nötige Dienerschaft, ohne die ein Dajen „großer Mann" nie reist und viel Gepäck, so sieht er nach viel Geld aus — wie bei uns in den Hotels. Die Lama, die keine Schätze sammeln dürfen und nach Tsong Kabas Reform sich ihr Essen bettelnderweise verschaffen sollen, schätzen solch einen Besuch und wissen ihn zu würdigen. Sie sind dabei nicht kleinlich. Es ist ihnen egal, ob der Reisende Protestant oder Katholik, Jude oder Freigeist ist, besonders weil er nie Lama sein kann. Sehr zu empfehlen ist ein Schreiben irgend eines hohen Würdenträgers, welches man an passender Stelle überreicht. Immer nützt es jedoch nicht, wie ich selbst in Urga erfahren mußte, als ich auf Grund des Empfehlungsbriefes eines Fürsten der südlichen Mongolei dem Hutuktu meine Aufwartung machen wollte. Ich wurde von einem Lama zum anderen geschickt, bis ich endlich in einer schönen Jurte eines höheren Geistlichen endete, der nur tibetanisch sprach. Ein chinesischer Dolmetscher wurde herbeigeholt, dem ich den Brief gab und meine Wünsche auseinandersetzte. Trotz Riesenformates — je größer ein Brief oder eine Visitenkarte ist, desto höher ist der Rang des Absenders — und fürstlichen Siegels

machte das Schriftstück gar keinen Eindruck, sogar ein Mißerfolg war zu verzeichnen, da der Priester erklärte, dieser Fürst könne überhaupt niemanden empfehlen, da er ein gottloser Mann wäre, der noch nie nach Urga gepilgert sei und sogar nicht einmal Geschenke schicke. Besonders letzterer Umstand schien den frommen Mann sehr zu ärgern. Ich sprach meine Verwunderung darüber aus, daß der Brief eines mongolischen Prinzen des ersten Ranges so wenig geehrt wurde, und versicherte, Wort für Wort seiner kaiserlichen Hoheit mitzuteilen und ihn darauf aufmerksam zu machen, wie wenig sein Brief, ich als sein Freund, und dadurch indirekt auch er hier bei den Priestern geachtet würden. Ich wäre der festen Überzeugung, daß er sich in Peking bei dem Kolonialamt über die Ver-



Lamatempel in Peking.

letzung seines Ansehens beschweren würde. Aber nur ein liebenswürdiges Grinsen ging bei meinen Worten über das Gesicht des feisten Prälaten. Nach einigen allgemeinen Redensarten zog ich mich zurück, um den Vielbeschäftigten bei seinen religiösen Werken nicht zu stören. Den Hutuktu habe ich nicht zu Gesicht bekommen. Er war allerdings nicht in Dakuren, sondern weilte einige Tagereisen von dieser Stadt entfernt in seiner Sommerresidenz, ein schwacher Trost für mich.

Innerhalb der 18 Provinzen befinden sich verschiedene sehr schöne lamaistische Klöster. Die heiligen Berge Wutai in Schansi sind erwähnt, ebenso Lamamiau. In Jehol gibt es verschiedene Heiligtümer, von denen der Putala durch seinen

imponierenden Bau besonders ins Auge fällt. Auf einer hohen Terasse, die von vielen Gebäuden umgeben ist, erhebt sich 11 fensterreihig der Haupttempel. Dieses herrliche Bauwerk, von dem chinesischen Ludwig XIV., Kaiser Kienlung 1767 bis 1771 erbaut, ist eine Nachbildung der Residenz des Dalai-Lama in Lhasa.

In Peking steht nahe der Nordmauer ein großes lamaistisches Heiligtum Yung-ho-kung „Palast des Friedens". Ursprünglich ein Palast eines Sohnes des Kaisers Kanghi, wurde 1723 das Gebäude in einen Tempel umgewandelt, als dieser als Kaiser Yung-cheng den Drachenthron bestieg. Nach chinesischem Gesetz wird jedes Haus, in welchem ein späterer Kaiser gewohnt hat, in einen Tempel umgebaut. So wird zurzeit die Geburtsstätte des jetzigen Himmelssohnes in ein Heiligtum verwandelt, sein Vater, der Prinzregent, hat ausziehen und sich einen neuen Palast bauen müssen.

III.

Der mongolische Pony.





Ili-Pferd im Besitz des Prinzen Ying, Bruder des bekannten Boxerführers Tuan.

1. Abstammung und Heimat.

Die genaue Abstammung des mongolischen Pony ist uns eben so unbekannt wie die des großen Pferdes. Die Gelehrten streiten sich heutzutage noch immer darüber, ob die Pferde, welche man frei in der Natur trifft, wilde oder verwilderte Tiere sind. Nach allgemeiner Annahme sind die Steppen Südosteuropas und Asiens die Urheimat der Pferde. Vor 60 Jahren noch gab es in Südosteuropa Herden von Wildpferden, welche man Tarpane nannte. Nach Brehm waren es Pferde von brauner Farbe, plumpem Bau, kleinem Wuchse, schwerfälligem Kopfe und bogenförmigem Umrisse des Schnauzenteils. Diese Tiere sind aber abgeschossen worden, da sie nicht nur der Zucht der zahmen Pferde sehr schadeten, indem sie Stuten raubten, sondern auch Futtervorräte, welche von den russischen Bauern oft in weiter Entfernung von Ortschaften aufgestapelt wurden, vernichteten. Zum Gebrauch konnte man sie ihrer Wildheit wegen nicht zähmen. Daß ihr Fleisch sehr schmackhaft war und das Fell gut verwendet werden konnte, diente ebenfalls nicht zur Erhaltung dieser Rasse. Eine andere Art, welche vielleicht als Urpferd gelten kann, ist das Equus Prschewalskii. Es ist nach dem berühmten Reisenden benannt, der folgendes darüber schreibt: „Wilde Pferde leben in sehr zahlreichen Herden am See Lob nor. Nach den Mitteilungen unserer Gewährsmänner leben diese Pferde gewöhnlich in großen Herden und sind ungemein vorsichtig, so daß sie, wenn sie einmal vom Menschen aufgescheucht worden sind, ohne Unterlaß und ohne sich umzuschauen, einige Tage laufen und erst nach Verlauf eines Jahres an die vorige Stelle zurückkehren. Die Farbe dieser Tiere ist braun, ihr Schweif und ihre Mähne schwarz. Die letztere ist bei völlig ausgewachsenen Hengsten so lang, daß sie fast bis auf die Erde hinabreicht. Es ist sehr schwer, ein solches Tier zu erlegen, und die Mongolen machen nie Jagd auf dasselbe. Zum ersten Male hat dieses Wildpferd ein Tierfreund und Züchter Falz-Fein auf sein Gut nach der Krim gebracht. Hagenbeck ist es neuerdings gelungen, auch solche Tiere nach Stellingen in seinen Tierpark zu verpflanzen. Er hat sie als Fohlen in den Tälern der Altaikette in Zentral-

asien fangen lassen. Sein Werk („Von Tieren und Menschen“) gibt darüber interessante Aufschlüsse.

Wann und wie aus diesen Wildpferden ein Haustier geworden ist, weiß man nicht. Jedenfalls ist der mongolische Pony schon vor Tausenden von Jahren nutzbar gemacht worden. Auf den Kriegszügen, welche die Mongolen über Asien und Europa geführt haben, wurde der Pony weiter verbreitet. Man findet ihn außer in den Steppen Zentralasiens in Sibirien, in Rußland, in Ungarn, auf den Balkanhalbinseln, in China und Indien. Je nach der Bodenbeschaffenheit, dem



Mongolischer Pony.

Klima, Futter und vor allem durch Kreuzungen hat sich in den verschiedenen Ländern die ursprüngliche Form verändert. Am reinsten hat sich der Pony in der Mongolei erhalten. Dort gelten die aus dem Norden stammenden Pferde Peigoama „Pferde des nördlichen Landes“ als die besten. Unter diesen sind wieder die östlich Urga am Kyrylun geborenen am stärksten. Je weiter man nach Westen kommt, desto hochbeiniger werden die Ponies. Der Chinese nennt diese Hsilouma „Pferde des westlichen Weges“. Die größten dieser Rasse haben in Ili ihre Heimat. Sie sind überbaut, lang und weich gefesselt, haben abgeschlagene Kruppe, langen Rücken und meistens Hirschhals. Im Gegensatz zu den Peigoama schneidet der Chinese den Hsilouma die Mähnen nicht ab. Sie sind

wegen ihrer Größe von den chinesischen Beamten sehr gesucht. Auch werden sie als kaiserlicher Tribut für den Marstall nach Peking geschickt. Als Truppen- und Arbeitstiere finden sie wegen ihrer durch die schlechte Bauart bedingten Weichheit wenig Verwendung. Die Pferde, die im kaiser-



Mongolischer Pony.

lichen Weideland ihre Heimat haben, sind sehr klein und minderwertig. Einen niedrigen, aber sehr kräftigen Schlag, der besonders im Gebirge zu gebrauchen ist, findet man in der Gegend am Scharamuren, nördlich des Weitschang, dem kaiserlichen Jagdgebiete.

2. Zucht.

Eine Zucht in unserem Sinne kennen die Mongolen nicht. Die Ponies weiden Tag und Nacht in Herden im Freien. Sie müssen sich in tiefem Schnee das Gras herausscharren und in wasserlosen Zeiten mühsam die Halme aufsuchen, so daß sie nur in guter Jahreszeit leicht ihr Futter finden. Stallungen hat der Mongole nicht. Nur neugeborene Fohlen nimmt er nachts in seine Jurte, um sie vor großer Kälte und Wölfen zu schützen. Körnerfutter bekommen die Tiere nie, Heu nur diejenigen, welche der Besitzer gerade reitet und während der

Nacht nicht frei laufen lassen will. Man sieht 50 bis über 100 Pferde zusammen weiden. Jede Herde wird in sogenannte



Herde in der Steppe.

Schräge (Gruppen) eingeteilt, das sind einzelne Familien von 20—30 Stück, die sich um einen Hengst sammeln. Diese grasen immer einige hundert Schritt voneinander. Irgend eine Aus-



Herde in der Steppe.

wahl der Hengste und Stuten findet nicht statt. Der Natur wird freier Lauf gelassen. Trotzdem kommen in Wirklichkeit

nur die kräftigsten Hengste nach dem Recht des Stärkeren in Betracht. Sie schlagen zu junge oder zu schwache Rivalen ab, um dann — selbst alt und klapprig geworden — ebenfalls durch tatkräftigere Tiere verdrängt zu werden. Die Stuten dagegen, mögen sie noch so alt und schlecht sein, werden immer gedeckt, so daß in jeder Herde sehr viel Krüppel zu sehen sind. Obgleich der Mongole das Unrationelle einer solchen Zucht einsieht, wagt er doch nicht, die unbrauchbaren Stuten zu erschießen. Seine Religion verbietet ihm ja, lebende Wesen zu töten. Bricht sich ein Pony ein Bein oder erleidet sonst großen Schaden, so schlachtet ihn der Steppenbewohner nicht, sondern wartet, bis er seinen Qualen erlegen ist und verzehrt dann sein Fleisch. Ein anderer Grund, der für die Verbesserung der Zucht nicht gerade zweckmäßig ist, liegt darin, daß der Mongole die besten Hengste schneidet und verkauft, weil er so die höchsten Preise erzielt. Einzelne Moderne legen Wert auf gute Hengste und verleihen sie wohl auch an Freunde. Aber das ist ein sehr seltener Fall. Die Mongolen nehmen die Kastration im dritten bis fünften Jahre vor, während die Chinesen ihre Tiere ein- bis zweijährig legen. Die Mongolen glauben, daß ältere Tiere mehr in Kraft sind, so daß sie Hengstformen



Ponyhengst.



Ponyhengst.

behalten, ohne Hengstmanieren zu zeigen. Zum Zwecke der Kastration, welche mit bedecktem Hoden- und Samenstrange stattfindet, fesselt nnd legt man die Tiere. Mit einem Messer wird der Schnitt nur durch die Scrotalhaut geführt, wogegen die Scheidenhaut vollkommen unverletzt bleibt. Zur Desinfektion legen die Mongolen nasse Erde auf die Wunden.

Im Winter, besonders wenn sie bei hohem Schnee wenig Futter finden und sehr heruntergekommen sind, gehen schwache Tiere durch die Kälte der im Januar und Februar wehenden, alles durchdringenden Stürme oft ein. Auch der Wassermangel räumt unter den nicht genügend widerstandsfähigen gehörig auf. Sind die Seen und Flüsse versiegt, so drängen sich die Tiere mittags und abends um den Brunnen der nächsten Niederlassung. Aus einer 1 m langen Holzrinne müssen viele Pferde gleichzeitig saufen, so daß ein unbeschreibliches Beißen und Schlagen, Quietschen und Drängen entsteht. Wenn der Mongole oder meistens die Mongolin, welche das Wasser schöpft, nicht aufpaßt, so werden junge und schwache Tiere gar nicht herangelassen. Bedenkt man dabei, daß die an Kälte gewöhnten Ponies unter der Hitze leiden, daß ferner in regenloser Zeit den durstenden Tieren das verdorrte kurze Gras keine Erfrischung bietet, so kann man sich denken, wie es kranken und schwachen ergeht. Nicht umsonst stehen also die am Leben gebliebenen Exemplare in dem Rufe von außergewöhnlich harten Pferden. Irgendwelche Behandlung kranker Ponies findet selten statt. Bei Stuten, schwachen Fohlen, schlechten Hengsten und Wallachen wird nichts getan. Wertvollere Tiere, besonders heilige Pferde, werden von Priestern besprochen und um einen Obo, heiligen Steinhaufen, herumgeführt. Solche Obo entstehen an von den Lama besonders bestimmten Plätzen, meist an Straßen oder auf Bergen; Gläubige errichten eine Stange, die von losen Steinen umgeben wird. Jeder, der an einem solchen primitiven Denkmale vorbeikommt, wirft einen Stein, den er entweder in der Nähe aufliest oder mit sich bringt, auf die schon vorhandenen, so daß sich mit der Zeit immer höhere Haufen ansammeln. Bevor der Mongole den Obo vergrößert, macht er Kotau und bittet die bösen Geister, ihn zu verschonen. Währenddem kranke Pferde um diese eigenartigen Heiligtümer herumgeführt werden, murmelt die ganze Familie unaufhörlich das lamaistische Universalmittel: Om mani padme hum. Manchmal weiß auch irgend ein Lama ein (meist zweifelhaftes) Hausmittel. Die Chinesen haben Tierärzte, die freilich sehr mit dem Aberglauben ihrer Mitmenschen rechnen. Indessen verfügen sie auch über wirk-

same Arzneien, die sie im Laufe der Jahrtausende als gut erkannt haben. Einzelne Tierärzte und Finanzgenies machen, ähnlich wie die reisenden Menschenärzte, zuweilen eine Tournee außerhalb der großen Mauer, und verkaufen für teures Geld ihre Medizin. Sie gehen mit den Tieren sehr roh um, so daß es einem Europäer oft gegen den Strich geht, sein geliebtes Pferd einem solchen Manne anzuvertrauen. In kritischen Fällen muß man es aber, vielleicht weiß er doch etwas. Hat ein Tier z. B. Kolik, so lassen sie es, wie wir, führen, reiben ihm den Bauch und machen warme Umschläge. Aus einem nicht ersichtlichen Grunde aber nehmen sie Papier, welches sie an-



Obo, Mongolisches Heiligtum.

zünden und dem ohnehin schon sehr gequälten Tiere in die Nüstern stecken. Die chinesischen Roßärzte halten sehr viel vom Aderlassen. Bei lahmen Pferden lassen sie massieren und die schmerzenden Stellen mit heißem chinesischen Wein einreiben. Es gibt viele Bücher über die tierärztliche Kunst im Reiche der Mitte. Aber ein großer Teil der Rezepte dient nur dazu, dem Pferdebesitzer Sand in die Augen zu streuen und dem Pferdedoktor Geld zu verschaffen.

Nördlich Kalgan befindet sich das Damadsuen, kaiserliches Weideland, wo die Pferde für den kaiserlichen Marstall gezogen

werden. Hierzu gehören 75 Jurtendörfer, welche je 360 Pferde für den Hof bereit halten müssen. In alten Zeiten, in denen die Kaiser stolz auf ihre schönen Pferde waren, hatte diese Einrichtung Wert. Während der Tschau-Dynastie, 1000 v. Chr., so schreibt Navarra, war das Pferd Gegenstand besonderer Gesetzgebung. Man teilte die Tiere in folgende 6 Klassen ein: für den Landesregenten und Adel bestimmte Pferde; Pferde zum Kriegsgebrauch; Zug- und Ackerbautiere; Regierungs-Postpferde; Pferde für den Gebrauch von Privatpersonen und Lasttieren. Der Landesfürst hatte ein Recht auf den Besitz von 40000 Kriegspferden; auch auf die Prinzen und den Adel entfielen eine bedeutende Anzahl von Tieren. Marco Polo sagt: „Man muß wissen, daß Seine Majestät (Kublai Khan) sich einen Marstall von ungefähr 10000 Hengsten und Stuten hält, die weiß wie Schnee sind.“ Guetzlaff erzählt von dem Kaiser Hiao, 900 v. Chr.: „Sein Ruhm bestand in der großen Pferdekenntnis, die er sich zu eigen gemacht hatte, und wäre er ein Stallknecht gewesen, so würde er seine Stelle sehr gut versehen haben. Als Regent war er ein Stümper.“ Der chinesische Schriftsteller Sze-ma-tien berichtet, daß ein Kaiser der Han-Dynastie erbitterte Kriege führte, um einige der herrlichen Pferde der Tawan zu erlangen, deren Land zwischen Samarkand und Kokhan lag. Nach mißglückten Versuchen machte der Herrscher 60000 Soldaten, 100000 Ponies, 30000 Maultiere und Esel mobil. Diesem Heere gelang es im Jahre 98 v. Chr., die erwünschten Tiere in den kaiserlichen Marstall zu bringen. Jetzt stehen die Herden des kaiserlichen Weidelandes nur auf dem Papiere. Die dortigen Mongolen verkaufen die Tiere an Private und unterscheiden sich dadurch von ihren Stammesgenossen. Die Ponies, welche sie ziehen, sind ebenso wie die gelieferten Tributpferde wahre Trauerexemplare, größtenteils magere, kleine Schimmel mit schmutzigen gelben Decken gesattelt. Neuerdings brachte eine chinesische Zeitung, die Schuntien-jebau (Pekinger Tageszeitung) die Nachricht, daß die Pferde der Damadsuen nicht von sehr guter Rasse und für den kaiserlichen Dienst ungeeignet sind. Es sollen deshalb Beamte auf die Weideplätze der Mongolei geschickt werden, wo sie gute Pferde aussuchen sollen. Gleichzeitig will man ausländische Pferde für die Nachzucht und zur späteren Verwendung in kaiserlichen Diensten ankaufen. Sobald diese Vorschläge genehmigt sind, wird man um Überweisung des nötigen Geldes bitten. Wann dieses aber vorhanden ist, wissen auch die chinesischen Götter nicht.

In der südlichen Mongolei nördlich Kalgan hat der Ponyschlag eine Idee von Veredelung erfahren durch Hengste französischer Chasseurs d'Afrique, welche nach dem Opiumkriege 1860 dorthin transportiert wurden. Doch konnten diese an heiße Gegenden gewöhnten Tiere die Unbilden der Witterung nicht vertragen und gingen bald ein. Einige wenige Ponies mit direkt orientalischem Typus zeugen noch davon, daß in ihren Adern Berberblut fließt. Ein schwedischer Missionar in Kalgan, der in dem Rufe steht, ein besserer Pferdekenner zu sein wie die chinesischen Händler, hat auch einige Zuchtversuche gemacht. Die ersten großen Pferde, die je nach



Edler Pony.

China gekommen sind, hat übrigens der Papst dem Kublai-Khan zum Geschenk gemacht.

Im Pferdedepot der ostasiatischen Besatzungsbrigade in Tientsin ist eine Ponyherde großgezogen worden. Es waren Fohlen, teils von den aus der Mongolei gekommenen Stuten gefallen, teils von verschiedenen Hengsten selbstgezüchtet. Die Väter waren mongolischer, australischer und indischer Abstammung. Auch wurde der Versuch mit einem kleinen Sze-tschwan-Pony gemacht. Von Anfang an waren sie tagsüber auf der Weide und kamen nur nachts in einen geschlossenen Stall. Durch reichliches Körnerfutter entwickelten sich die Tiere zunächst sehr gut. In Dienst gestellt, zeigten die verwöhnten Stadt-

kinder lange nicht die Ausdauer ihrer rauhen Brüder aus der Steppe. Dieselbe Beobachtung ist auch an den Ponies gemacht worden, welche die Chinesen selbst innerhalb der Großen Mauer



Ponies im ostasiatischen Pferdedepot.

ziehen. Gute Pflege, warmes Klima in der Jugend nimmt den Tieren das Charakteristische. Sie scheinen auch in den ersten



Ponies im ostasiatischen Pferdedepot.

Jahren ihres Daseins ohne die kräftigen Kräuter der Steppe nicht die Höhe der Form zu erlangen. Meines Wissens ist z. B. ein erfolgreicher Rennpony nie innerhalb der Großen

Mauer geboren worden und dort aufgewachsen. 1900 machten unsere berittenen Kompagnien einen direkten Unterschied zwischen chinesischen und mongolischen Ponies. Die ersteren waren die schlechten, die letzteren die guten. Diese Trennung war aber nicht richtig, denn der größere Teil der schlechten war auch aus der Steppe gekommen. In Nordchina werden verhältnismäßig sehr wenig Ponies gezogen, da, abgesehen von der Qualität, die Kosten für die Aufzucht größer sind als die für ein importiertes Tier.

Die chinesische Regierung hat 1909 ein Gestüt bei Kalgan eingerichtet. Da sie aber keine erfahrenen Fremden anstellte, und die Chinesen zurzeit noch keine Ahnung von irgendwelchen Zuchtprinzipien haben, so wird sie wohl manches Lehrgeld bezahlen müssen, ehe sie in der Lage ist, die mongolische Ponyrasse zu veredeln. Die Chinesen wollen vor allem größere Pferde züchten, da mit Ponies bespannte, moderne, schwere Geschütze mit Schutzschilden schlecht vorwärts gebracht werden können. In den Manövern sah man acht Tiere vor Rohrrücklaufgeschützen, die Beweglichkeit der Truppe erschwerend. Im Manöver 1907 hatte die Südarmee teilweise japanische Pferde, welche höher sind als die mongolischen Ponies. Doch taugten jene im Exterieur dem Ilima nahestehenden Tiere sehr wenig, abgesehen davon, daß sie infolge ihres Alters (im Durchschnitt 13—15 Jahre) den Anstrengungen nicht gewachsen waren. Es waren ausrangierte japanische Militärpferde; Reit- wie Zugtiere zogen es nach kurzer Zeit vor, das Pferdewalhalla aufzusuchen. Sie hatten hierauf auch wohlverdienten Anspruch, da sie, wie die ausgeschossenen Geschütze, mit denen sie gleichzeitig an die chinesische Regierung verkauft worden waren, den russisch-japanischen Feldzug mitgemacht hatten.

3. Exterieur und Charakter.

Über das Exterieur des Pony schreibt Oberveterinär Hohlwein in dem Wochenblatte für die Angehörigen der ostasiatischen Besatzungsbrigade vom 5. und 12. März 1904: „Der keilförmige Kopf ist lang, schwer und mit einer dicken, stark behaarten Haut bedeckt, die mit ihrer fleischigen Unterlage die Konturen der sie bedeckenden Kopfabschnitte verschwommen erscheinen läßt. Die Stirn ist schön breit, die Ganaschenpartie breit und stark, der Kehlgang weit, die Ohren lang, grob behaart, an ihrer Basis breit und weit auseinanderstehend. Zwischen ihnen liegt der stark entwickelte Schopf als langer,

breiter Haarbüschel, oft weit über die Augen nach unten fallend. Das Auge ist klein, doch lebhaft feurig, oft böse wildblickend. Die Profillinie des Kopfes verläuft gewöhnlich gerade, zuweilen mit einer kleinen Einsenkung auf dem Nasenrücken (etwas Hechtkopf) oder mit einer leichten Hervorwölbung an dieser Stelle (halber Ramskopf). In letzterem Falle sind die Nase und das Maul breit.



Charakteristischer Ponykopf.

Der Hals ist edel geformt und gut aufgesetzt. Doch im Verhältnis zur Körperlänge viel zu kurz. Er könnte gut zwei Hand breit länger sein. Der Halskamm ist gewöhnlich schmal, fest und häufig etwas ausgehöhlt. Die Kehllinie erscheint leicht nach unten vorgebeugt. Bei schnellen Gangarten drückt sich der Unterhals etwas vor, so daß ein Hirschhals entsteht, der tief getragen wird. Ausgebildete Hirschhälse (bei sogenannten Sternguckern) kommen vor. Der Kamm trägt eine volle, meist struppige, grobhaarige sehr lange Mähne, die bei Hengsten oft bis zur Erde herabreicht.

Hervorragend bei dem Tiere ist der Rücken. Er beginnt mit einem hohen langen Widerrist und ist, obwohl etwas lang, doch äußerst stark gebaut. Seine obere Linie verläuft in der Regel ganz gerade, ist sehr häufig nach oben vorgewölbt mit der sich daran schließenden kurzen, breiten und hohen Lende (Karpfenrücken), dem Rücken eine ungemein hohe Tragfähigkeit verleihend.

Der Brustkasten ist tonnenförmig gewölbt. Er fällt auf durch seine bedeutende Länge, Breite und große Gurtentiefe. Der Pony zeigt in seiner Brustbreite manchmal Maße, wie wir sie bei unseren leichteren dänischen Arbeitspferden als genügend groß gelten lassen können. Auch die Länge des Brustbeines ist bedeutend. Die letzten Rippen sind lang, gut gewölbt und reichen weit nach hinten, so daß der Brustkorb auch in seiner Länge ein gehöriges Maß bekommt, dem kräftigen Herzen und den leistungsfähigen Atmungsorganen einen weiten Raum bietend.

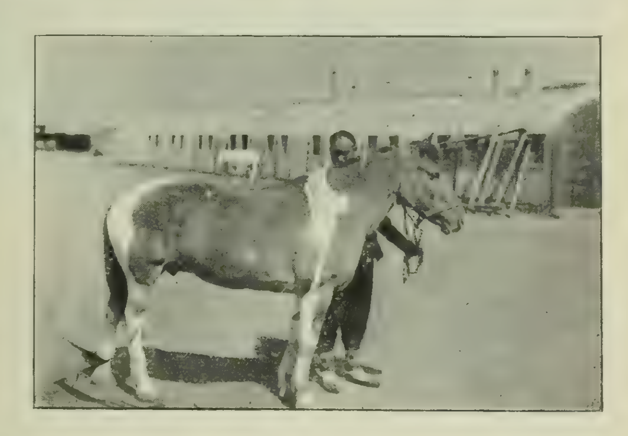


Ponytypen.

Der Bauch, oft Heubauch, ist walzenförmig. Die Hinterhand steht an Güte den vorigen Körperteilen nicht zurück. Eine lange breite Kruppe, die bei allen in Hochländern gezüchteten Pferden nach hinten etwas schräg abfällt. Auf ihrer oberen Fläche treten meist die inneren Darmbeinwinkel vor,

ein Zeichen für eine kräftig entwickelte Kruppenmuskulatur. Die äußeren Darmbeinwinkel (sogenannte Hüften) stehen vor. Der Schweif ist tief angesetzt. Die Vordergliedmaßen stellen kurze stämmige Säulen dar, die mit ihren festen Knochen, kräftigen Gelenken, breiten Muskeln und harten Sehnen den stärksten Anforderungen gerecht werden. Bein- und Hufleiden findet man eigentlich recht wenig im Vergleich zu den vielen Schäden, denen die Beine unserer veredelten Rassen in immer mehr zunehmendem Maße ausgesetzt sind.

Die Stellung der Gliedmaßen ist gewöhnlich eine gerade. Infolge zu starken Verkürzens der Hufzehen von seiten der chinesischen Schmiede (Entstehen von Bockhufen) nehmen sie später gern etwas rückständige Stellung an. Doch gibt es auch genug ungünstig gestellte Beine, zehenweite, zehenenge, rückbiegige Stellung mit ihren Nachteilen im Gefolge, die bekannt sind.



Ponytype.

Hervorzuheben wäre noch die gut schiefgestellte lange Schulter. Die Länge der Vorderbeine entspricht, wie bei allen Angehörigen der Rasse, der Tiefe des Brustkorbes. Der Vorarm hat eine wünschenswerte Länge und sehr kräftige Muskeln. Seine Länge entspricht derjenigen des darunterliegenden Teiles des Fußes. Die Fessel ist mäßig lang. Sie könnte etwas schräger (analoge Lage der Schulter) gestellt sein. Die Hufe haben normale Form. Sie sind starkwandig und sehr unempfindlich gegen äußere Einwirkungen. An den Hintergliedmaßen wären der gutgestellte lange Unterschenkel, die kräftigen Hosenmuskeln und die gut entwickelten langen, breiten und starken Sprunggelenke zu erwähnen. Die Hinterbeine sind in der Regel etwas untergestellt, oft beobachtet man Säbelbeinigkeit und kurhessische Stellung.

Das so gebaute Pferd hat einen geräumigen Schritt und guten Trab, wenn auch nicht mit hoher Aktion. Es galoppiert in langen Sprüngen und springt ausgezeichnet. Sein Klettervermögen ist ebenfalls gut entwickelt. Die Größe schwankt zwischen 1,25 und 1,45 m.



Drei Stallgenossen.

Wie bei den Menschen, ist auch unter den Tieren der Charakter außerordentlich verschieden. Unser Pferd wird von Jugend auf sorgsam gehütet und meist liebevoll behandelt. Ist es nicht unter direktem menschlichen Schutze, so steht es in einem geschlossenen Stalle, wo ihm nichts passieren kann. Anders der Pony. Er weidet von klein auf in der endlosen Steppe in der Herde mit anderen Tieren zusammen, die ihn schlagen und beißen, und muß stets auf der Hut vor Wölfen sein. Wenn er mit dem Menschen erstmalig in Berührung kommt, behandelt ihn derselbe hart und lieblos. Er jagt ihn, um ihn einzufangen, fesselt ihn und bricht ihn ein mit roher Gewalt. Kommt der Pony vollends in chinesische Hände, so wird er gleich als Karren- oder Reittier malträtiert. Kein Wunder, daß diese Tiere dann scheu, furchtsam oder bösartig sind. Im Freien aufgewachsen, sind sie für gute Behandlung bald zugänglich und klüger wie unsere Pferde, welche im Durchschnitt täglich 15 Stunden mit dem Kopfe vor einer Mauer stehen. Sie kennen genau ihre Wärter und lassen bei dem außerordentlich entwickelten Geruchsinn den chinesischen Pferdeknecht ohne weiteres aufsitzen, während der Europäer mit Beißen und Schlagen

empfangen wird. Es gibt Tiere, welche so ruhig werden, wie ein altes Rekrutenpferd; einzelne dagegen legen ihre Wildheit nie ab. Falls man keinen Schaden nehmen will, muß man zunächst jeden Pony mit einem gewissen Mißtrauen betrachten.

Ein sehr unangenehmer Fehler ist das Scheuen, welches teilweise mit dem mißtrauischen Charakter zusammenhängt, doch geben die vielen Augenfehler, welche als Folgezustand einer überstandenen periodischen Augenentzündung (Mondblindheit) anzusehen sind, auch ihren Grund dazu. Selbstverständlich betrachten sich neu aus der Mongolei kommende Ponies mit großem Interesse all die verschiedenartigen fremden Gegenstände, wie Wagen und Straßenwalzen; besonders die aus Japan stammenden Rikschah — kleine Personenwagen, die von einem Manne gezogen werden — ärgern sie außerordentlich. Der Reiter darf dann die Tiere nicht strafen, wenn sie plötzlich einen Satz machen, sondern muß ihnen wie kleinen Kindern das Neuartige zeigen, sonst fürchten sie sich vor jedem fremden Dinge, vor Peitsche und Sporen, und scheuen desto mehr. Sie gehen gern ins Wasser und legen sich mit Vorliebe ohne Rücksicht auf den Reiter in das nasse Element. Über schmale Wege, Engen in sumpfigem Gelände treten sie geschickt; weigern sie sich, unsicheres Gelände zu passieren, so überzeuge sich der Besitzer erst genau von der Beschaffenheit. Es soll viele Fälle gegeben haben, wo der Pony klüger war wie der Herr. Sehr angenehm macht sich der Herdentrieb dadurch bemerkbar, daß ein Tier hinter dem anderen geht, ohne geführt zu werden. Doch ist Vorsicht geboten, weil es Ausnahmen gibt, und einen Ausreißer wieder einzufangen, kostet Zeit und Trinkgeld.

Um das Alter eines Ponys zu konstatieren, gelten dieselben Regeln wie bei großen Pferden. Nur scheint es im allgemeinen, daß die Zähne ein halbes bis ein Jahr jünger zeigen, weil diese das Gras der Steppe nicht so angreift wie das Körnerfutter. Der Einschnitt der Eckzähne ist ein ziemlich sicherer Anhalt, daß der betreffende Pony das neunte Jahr überschritten hat, zumal — merkwürdigerweise — Chinesen wie Mongolen diese Altersfeststellung nicht kennen, infolgedessen auch nicht daran feilen, während sie sonst, wenigstens die Händler, im ausgedehntesten Maße durch Täuschungen die Pferde jünger machen.

Was die Farbe anbetrifft, so findet man die unglaublichsten Sorten: Schimmel, Braune und Füchse sind häufig, Rappen selten. Mausgraue, die Farbe des Wildpferdes, sowie gelbe

und Falben mit einem Aalstrich — eine von den Ohren bis zum Schwanz über den Rücken gehende schwarze Linie — und Schwarz-Braun- und Gelbschecken gibt es in großen



Ponytypen.

Mengen, dazwischen sieht man eigenartig getigerte und gefleckte Exemplare. Die bunten Tiere haben oft sogenannte Glasaugen, die das Sehvermögen aber nicht verhindern. Im „Schiking“ werden folgende 16 Farben angegeben:

Der fürstliche Pferdezüchter.

Gar wohlgenährte Hengste weiden
Auf der Gemarkung freien Heiden; —
Gar wohlgenährte, die sich scheiden
In Mohrenköpf' und Isabellen,
In Rappen und Kastanienbraune,
Die vor den Wagen geh'n in Tänzen.
Bedenkend ohne Grenzen,
Denkt er der Roß' und diese glänzen.

Gar wohlgenährte Hengste weiden
Auf der Gemarkung freien Heiden;
Gar wohlgenährte, die sich scheiden
In Porzellan- und Falbenschecken,
In Goldfüchs' und in Eisenschimmel,
Die vor den Wagen schreiten mächtig.
Ohn Ende tief bedächtig,
Denkt er der Roß' und die sind prächtig.

Gar wohlgenährte Hengste weiden
Auf der Gemarkung freien Heiden;
Gar wohlgenährte, die sich scheiden
In Fliegenschimmel, Apfelschimmel,
In Braune und in Tigerschimmel,
Die vor den Wagen gehn geschlossen.
Bedenkend unverdrossen,
Denkt er der Roß', die hoch aufschossen.

Gar wohlgenährte Rosse weiden
Auf der Gemarkung freien Heiden;
Gar wohlgenährte, die sich scheiden
In Falbe- und Muskatenschimmel,
In Weißfüß' und in Glasgeaugte,
Die kräftig rennen vor den Wagen.
Ohn Arg im Sinn zu tragen,
Denkt er der Roß', und diese jagen.



Chinesischer Divisionskommandeur in Parade.

Am häufigsten unter den Ponies trifft man die Schimmel, welche außerdem in dem Rufe stehen, die ausdauerndsten Tiere zu sein. Zwei Drittel jeder Ponyherde sind von heller

Farbe; infolgedessen sind auch unter denen, die nach China transportiert werden, sehr viele weiße Tiere zu finden*). Die chinesische Armee kauft wegen dieser weit sichtbaren Farbe neuerdings solche Tiere nicht mehr an, setzt aber dadurch die Qualität der Remonten herab. Von Fremden sind Versuche gemacht worden, für den Ernstfall durch ein Haarfärbemittel gleich einer kleinen Tarnkappe solche Exemplare unsichtbarer zu machen. Man darf aber keine Holzkohle dazu verwenden, da hierdurch der Schimmel nur noch glänzender wird.

4. Ankauf.

Der Ponyhandel liegt in den Händen der Chinesen. Allerdings verkaufen oder kaufen die Mongolen Pferde untereinander, aber nur in ganz geringem Umfange. Die chinesischen Ponyhändler sind meist Mohammedaner, die überhaupt in China ein Privileg auf den Viehhandel zu haben scheinen, wie man sie auch oft als Karrenführer, Lasttiertreiber und Gastwirte findet. Von Mohammedanern bewirtschaftete Hotels stehen in dem Rufe besonderer Reinlichkeit, was aber cum grano salis zu nehmen ist, wenngleich stolz am Eingange die auffallenden Schriftzeichen für hui hui „Mohammedaner“ stehen. Allgemein geschätzt soll es über 20 Millionen Mohammedaner im himmlischen Reiche geben, davon über 8 allein in der Provinz Kansu, in Peking haben sie 13 Moscheen. Als junge bartlose Männer kann sie der Nichtchinese selten erkennen. Erst durch den Bart sind sie von den andern Chinesen zu unterscheiden, welche denselben nie stutzen. Die Mohammedaner dagegen kürzen ihre Bärte mit der Schere, woher der Spottname tsee dsuise „Mundabschneider“ kommt. Überhaupt weichen ihre Sitten viel von denen der buddhistischen Chinesen ab. Sie sind sehr strenggläubig, gehen jede Woche in die Moschee, baden sich, essen kein Schweinefleisch, trinken, rauchen auch nicht und benutzen stets ihre eigenen Eßgefäße. Man pflegt den Ahnenkultus wie die übrigen Chinesen, heiraten dürfen sie aber nur eine hui hui (Mohammedanerin). Der chinesische Staat ist gegen sie zur Zeit sehr tolerant und stellt sie auch als Beamte an, wie z. B. der General Malung-biau, Divisionskommandeur in Pautingfu, ein Mohammedaner ist.

---

*) Shackleton, der zum ersten Male chinesische Ponies in die Polarzone mitgenommen hatte, erzählt in seinem Buche „21 Meilen vom Südpol“, daß von 8 Ponies, die er in das Winterquartier mitgenommen hatte, die 4 dunklen nach einem Monat eingingen, die hellfarbigen aber aushielten.

Diese Händler unterscheiden sich durch nichts von ihren westlichen Kollegen. Äußerlich die Allüren eines Biedermanns, innerlich aber versuchen sie, nach Möglichkeit jeden Einzelnen über das Ohr zu hauen. „Nur aus Freundschaft verkaufen sie so billig; wenn dem Pony etwas fehle, wollen sie sich köpfen lassen". Diese und ähnliche Beteuerungen sind bei ihnen im Schwung, so daß man sie in der Beziehung ohne weiteres mit unseren Pferdejuden vergleichen kann.



Mohammedanischer Pferdehändler.

Höchstens bekannte Händler nehmen in den Orten, wo Europäer sind, fehlerhafte Tiere wieder zurück, um ihre Kundschaft nicht zu verlieren. Sie stellen sogar auf Verlangen Garantiescheine aus und fordern zunächst nur die Hälfte des Betrages, während der Rest nach 1—2 Wochen bezahlt werden kann. Doch sind dies nur Konzessionen an die „fremden Teufel", die dafür auch um so mehr bezahlen müssen. Wer billig kaufen will, muß sich nach des Landes Brauche richten.

Diejenigen Händler, welche direkt von den Mongolen kaufen, wohnen hauptsächlich in Peking am Do-scheng-men, in Kalgan, Lamamiau, Kweihwatschöng und in Tsinpöng am Scharamuren. Sie haben ihre Geschäftsfreunde in den größeren Städten des Reiches, sind meist untereinander verwandt und verschwägert und bilden einen festen Ring.

In der Regel besitzen sie in der Steppe Land und haben Farmen eingerichtet, wo sie ohne große Kosten ihre Tiere weiden lassen. Wer Ponies kaufen will, begibt sich am besten auf diese Farmen, weil dort die Auswahl größer ist als in den Ställen der Stadt. Da Zoll für jedes Tier bezahlt werden muß, welches die Große Mauer passiert, so lassen die Händler den größten Teil ihres Materials gar nicht herunterkommen. Zum Unterbringen ihrer Kunden haben sie auf den Farmen Häuser gebaut und Köche engagiert, so daß man sich dort ganz behaglich fühlt. Nebenher treiben sie auch Ackerbau und machen Heu. Jedes Jahr reisen diese Händler mit Geld und Tauschartikeln reich beladen in das Innere, besuchen ihre mongolischen Geschäftsfreunde und knüpfen neue Verbindungen an. Fast alle sprechen die mongolische Sprache und sind mit den Sitten vollständig vertraut, was außerordentlich wichtig ist, da die Mongolen viele Gebräuche ihr eigen nennen, durch deren Nichtbeachtung man ihr religiöses Gefühl tief verletzt. Kommt man z. B. in eine Jurte hinein, so begrüßt man die Insassen mit dem Worte Mundo „Frieden“. Wird dann zum Sitzen eingeladen, so muß man sich sehr vorsehen, seine Füße in der Richtung auf den Hausaltar auszustrecken. Nachdem die Familie wiederholt begrüßt worden ist, hat der Gast sich genau noch einmal nach jedem Familienmitgliede zu erkundigen. Sehr wichtig ist es auch, zu fragen, ob die Tiere in gutem Futterzustande und gesund sind. Gewöhnlich reicht der Gastgeber dem Fremdling seine Schnupftabakdose, um eine Prise zu entnehmen. Vor allen Dingen darf man beim Eintritt nie eine Peitsche oder einen Stock mit in das Zelt hineinnehmen, weil nach mongolischer Sitte nur ein gewalttätiger Mensch sich so bewaffnet dem gastlichen Herde nähert. Daß die Chinesen, die auf Formen so großen Wert legen, alle diese Sitten wohl beachten, ist selbstverständlich, weil sie die Bewohner nicht kränken wollen, und es bei jedem Handel wichtig ist, den Verkäufer in guter Laune zu erhalten.

An Stelle von gemünztem Gelde wird mit chinesischen Taels, eine bestimmte Gewichtsmenge in Silber, welches in Stücken mitgeführt oder von einem Barren abgehauen und jedesmal

abgewogen werden muß, bezahlt Da jede Gegend verschiedene Wagen hat, so entstehen oft Schwierigkeiten, die manchmal sogar in Tätlichkeiten ausarten. Am Südrande der Steppe werden auch chinesische Dollars, am Nordrande russische Rubel genommen. Am liebsten geben die Händler kein Geld, sondern tauschen für das Vieh Sachen ein. Da der Mongole fast keine Industrie kennt, muß er alle Bedarfsgegenstände teuer von den Chinesen erstehen und diese geriebenen Kaufleute, die durch ihre Redegewandtheit dem einfachen Natursohne die Worte im Munde herumdrehen, schwatzen ihm alles nur denkbar mögliche auf. So wissen sie, daß der Mongole und seine Frau grelle Farben lieben, Perlen, Korallen und Edelsteine, Gold und Silber überaus schätzen. Sie verlangen die schönsten Ponies und bieten dafür minderwertige Sachen. Auch ausländische Waren meist minderwertige, japanischen Ursprungs, bringen sie auf den Markt und verdienen einige 100 Proz. daran. Was gibt ein Mongole nicht für eine hellblaue Mütze mit langen, roten Quasten, an der sich ein Kompaß oder sogar eine Uhr befindet. Gebrauchen kann er beides nicht. Sein Kompaß ist der ihm von der Natur verliehene Orientierungssinn. Was die Glocke schlägt ist ihm ganz egal; in der gewaltigen Steppe ist er erhaben über Zeit und Raum. Sind es alte Geschäftsfreunde, so gibt der Mongole dem Händler ohne weiteres die verkauften Pferde mit und er reitet um chinesisch Neujahr mit Kind und Kegel oft für wochenlang in die Stadt und sucht sich dort selbst seinen Bedarf für den Gegenwert der Tiere aus. Der chinesische Händler nimmt entweder eine ganze Herde oder er trifft für seine Zwecke eine entsprechende Auswahl. Die angenommenen Ponies brennt er mit seinem Stempel und läßt sie dann zu einer bestimmten Zeit auf seine Farm treiben. Jeder Händler hat für seine Ponies einen eigenen Brand. Es sind dieses entweder chinesische, einfache Charaktere oder selbsterfundene Zeichen. Sie werden meist auf dem linken Hinterschenkel eingebrannt, jedoch findet man sie auch auf dem Halse und der Schulter. Da die mongolischen Ponybesitzer ebenfalls ihre bestimmten Brände haben und die Tiere vielfach aus einer Hand in die andere gehen, so haben sie oft mehrere Zeichen, die verschiedentlich übereinander stehen. Einige Mongolen schlitzen auch die Ohren ihrer Pferde, um sie zu unterscheiden. Ich habe einmal ein Mongoma besessen, dem die linke Ohrspitze abgeschnitten war. Ferner kann man Exemplare sehen, denen die Nüstern durch einen Schnitt er-

weitert sind. Dies gilt indessen nicht allein als Abzeichen, sondern soll auch die Lungentätigkeit erweitern.

Liegen auch Monate zwischen Kauf und Herantreiben, so kann der Händler doch sicher sein, daß kein Pferd fortkommt oder gegen ein minderwertiges umgetauscht wird. Sollte inzwischen ein Tier verenden, so bringt der Mongole das Fell mit dem Brande des Händlers als sicheres Zeichen mit. Ein glückliches Land! Ein Mann, ein Wort! Rechtsanwälte sind dort nicht zu finden, sie müßten elendiglich des Hungertodes sterben.

Die Herden werden von Treibern, welche auf den schnellsten Ponies beritten sind, geführt. Diese Treibertiere sehen wie



Chinesische Pferdehirten.

Skelette aus, da sie sehr angestrengt werden und kein Körnerfutter bekommen. Die Treiber haben außer einer kurzen Peitsche eine lange Stange bei sich, welche am oberen Ende mit einer Strickschlaufe versehen ist. Soll z. B. ein Tier zum Gebrauch oder Verkauf aus einer Herde geholt oder ein entlaufenes eingefangen werden, so setzen die Treiber ihm nach und werfen ihm die Schlinge um den Hals. Diese Leute haben solch eine große Geschicklichkeit, daß sie imstande sind, die Schlaufe, welche durch rasches Drehen an der Stange verkleinert wird, um das Nasenbein zu legen, und dadurch eine Art Kappzaum konstruieren, der den Lauf des Ausreißers verlangsamt. Ist das Tier ruhiger, so lassen sie die

Schlinge auf den Hals gleiten. In dem Moment, wo die Schlinge gefaßt hat, setzt sich der Treiber hinter seinen Sattel, der ihm durch seine hohe Hinterzwiesel festen Halt gibt, da er sonst von dem vorwärtsstürmenden Gefangenen aus dem Sattel gerissen würde. Gut dressierte Treiberpferde bleiben im entscheidenden Moment halten und stemmen sich von selbst gegen das enteilende Tier. Dieses Fanginstrument nennen die Mongolen „Urga". Übrigens wissen sich diejenigen Ponies, welche des öfteren mit der Urga ihrer Freiheit beraubt worden sind, dieser Prozedur geschickt dadurch zu



Einfangen mit der Urga.



Einfangen mit der Urga.

entziehen, daß sie ihren Kopf zwischen die Vorderbeine nehmen, so daß die Schlinge keinen Angriffspunkt hat, oder, einmal gefangen, durch Schlagen des Kopfes sich wieder befreien. Bei solchen Tieren ist es natürlich sehr schwer, den richtigen Augenblick abzufassen. Die Treiber haben einen gewissen Ehrgeiz und werden von den anderen Mongolen verlacht, wenn sie trotz großer Anstrengung einen Pony nicht fangen oder sich derselbe immer wieder aus der Schlaufe zieht. Es ereignen sich bei diesem Geschäfte ergötzliche Szenen, die ihren Höhepunkt erreichen, wenn jemand aus lauter Passion auf der Erde liegt, sei es infolge Ungeschicklichkeit oder durch einen plötzlichen Ruck wegen Brechens der Stange.

Bei jeder Mongolenniederlassung befindet sich ein sogenannter Pferdehof, bestehend aus einem Rondell, mit Wall und Graben umgeben. Zum Verkauf wird eine Herde in das Rondell getrieben. Am Eingange stellen sich Leute mit Peitschen auf, um die Tiere am Ausbrechen zu verhindern. Während der Käufer auf dem Walle umhergeht, bezeichnet er die ihm zusagenden Pferde. Von den Mongolen eingefangen, bekommen sie einen Halfter um, dessen Auflegen sich sehr schwierig gestaltet. Sodann wird das Alter festgestellt durch Öffnen des Maules mit der Hand oder durch einen Reitstock, heftige werden aufgetrenst. Man hält das Gebiß dem Pony vor die Schnauze und schlägt damit leicht an die Zähne. Sobald diese auseinandergehen, wird das Mundstück schnell eingeführt und das lederne Kopfgestell über die Ohren gestülpt. Diese Prozedur dauert oft 20--30 Minuten, Zeit hat der Mongole ja und Nerven kennt er nicht. Ist die Pferdeschau zur Zufriedenheit ausgefallen, so einigt man sich über den Preis, wobei die Gemüter oft sehr in Aufregung geraten und bis zur Einigung eine lange Zeit vergeht. Manchmal reist der Käufer ab, er wird wieder zurückgeholt und macht ein neues Angebot*). Der Händler sagt, er setze zu, kauft aber die Tiere trotzdem. Meist erfolgt die Verständigung auf der goldenen Mittelstraße. Z. B. der Verkäufer fordert 200 Mark, der Käufer will aber nur 160 Mark per Stück geben, sie werden sich sicher auf 180 Mark einigen. Damit Unberufene nicht erfahren, wie man handelseinig wurde und wie teuer ein Tier

---

*) Als die Ankaufskommission der deutschen Besatzungsbrigade mit den Mongolen verhandelte, nannten wir ihnen einen Preis, worauf sie vor Schreck scheinbar starben. Wir ließen uns aber nicht stören und fingen an Skat zu spielen. Als sie die Ruhe der fremden Teufel bemerkten, wurden sie immer billiger, je länger wir spielten, bis wir schließlich einig waren.

war, so haben die Leute eine sehr praktische Methode der Verständigung, die übrigens auch bei anderen Handelsgeschäften in China Mode ist. Um sich gegenseitig den Preis anzugeben, reicht man sich die Hand, gleichgültig welche. Infolge der einige Zentimeter über die Fingerspitzen gehenden Ärmel sind die Hände den Blicken Neugieriger entzogen. Der Käufer macht sein Angebot. Reicht er dem Händler etc. 1, 2, 3, 4 5 Finger, so will er 10, 20, 30, 40, 50 Mark geben. Die ganze Faust bedeutet 60 Mark. Daumen und Mittelfinger mit darauf gelegtem Zeigefinger, als ob man eine Prise nehmen wollte, 70 Mark, Daumen und Zeigefinger gespreizt 80 Mark, Zeigefinger gekrümmt 90 Mark, Zeigefinger mit übergelegtem Mittelfinger 100 Mark. Ich habe bei diesem Beispiel 10 Mark als Einheit angenommen. Handelt es sich um Einer, Hunderte oder Tausende, so findet dasselbe Verfahren statt. Da der Wert des betreffenden Objekts im allgemeinen feststeht, ist das Verfahren ein sehr einfaches. Es wird, wie bereits gesagt, nicht immer sofort bar bezahlt oder abgerechnet, eine Anzahlung von einigen Dollars genügt, um den Kauf rechtskräftig zu machen.



Wachtmeister Schmidt brennt einen Pony in der Mongolei.

Nachdem der Preis der Ponies festgesetzt ist, so geht es an das Brennen, das gründlich besorgt werden muß, damit das Eisen durch den dicken Pelz geht. Zuvor werden lederne Fesseln angelegt, wie sie event. bei heftigen Tieren bereits bei der Besichtigung verwendet wurden. Mongolen wie Chinesen

bedienen sich dazu starker Riemen, welche die Vorhand und ein Hinterbein gleichzeitig binden. Durch ein einfaches Knebel ist der Pony in wenigen Sekunden so gebunden, daß er sich stets bewegen, aber nicht schlagen kann. Jeder Mongole hat stets ein solches Instrument zur Hand, um sein Tier zu fesseln und weiden lassen zu können, während er ruhig bei seinen Freunden in der Jurte sitzt. Den Tieren schadet das gar nicht, denn sie gewöhnen sich rasch daran, sie können sich dabei auch legen und wieder aufstehen. Für unsere Truppen sind diese Fesseln sehr zu empfehlen, hauptsächlich für das Kavalleriegefecht zu Fuß, um Pferdehalter zu sparen und dadurch möglichst viel Gewehre in die Front zu bringen. Schlagen Geschosse in die Handpferde, so können sie der Fesseln wegen nicht in wilder Panik davonstürmen. Auch Schlägern kann man sie im Stalle mit Erfolg anlegen, ohne den Tieren einen körperlichen Schaden zuzufügen. Das An- und Ablegen bei daran gewöhnten Tieren ist das Werk von zwei bis drei Sekunden, zumal, wenn anstatt der Knebel eine moderne Befestigung, z. B. ein Druckknopf, gewählt würde. Außer mit Fesseln suchen die Mongolen ruhige Ponies auch dadurch am Fortlaufen zu verhindern, daß sie die Vorhand mit dem Halfterriemen, welchen sie stets an der Trense haben, festmachen und den Kopf hochbinden, indem sie die Zügel um die Hinterzwiesel legen.

Hat der Mongole zur festgesetzten Zeit die Tiere in der Farm des Händlers abgegeben, so kommen sie ganz in chinesische Hände, denn nur in den seltensten Fällen tritt ein Mongole in den Dienst eines Han-Sohnes. Die Chinesen nennen sich nämlich untereinander im Volke gern Hau han rh „guter Han“ — Name der Dynastie, die China zur höchsten Blüte brachte — im Sinne gleichbedeutend mit unserem „guter Kamerad oder guter Kerl“. Die chinesischen Treiber, die seit Generationen dieser Beschäftigung obliegen, sind nicht minder geschickt wie ihre mongolischen Kollegen. Auf dem Gute weiden nun die Tiere, bis Käufer kommen oder bis sie nach innerhalb der Mauer zu Geschäftsfreunden getrieben werden. Die Herden sind für diesen Zweck gewöhnlich nur 50—100 Tiere stark, da sonst die Übersicht erschwert ist und bei Gedränge auf engen Wegen oder durch vorbeiziehende Karawanen und Karren leicht Verletzungen entstehen. Weil es in einer Herde sehr wichtig ist, daß die Tiere sich untereinander kennen, und auch die Hirten Bescheid wissen über ihre Pflegebefohlenen, um danach ihre Vorkehrungen zu treffen, so werden die Herden, bevor sie heruntergetrieben werden, zusammengestellt. Ausreißer werden

mit Riemen an den Hals eines guten Pferdes gebunden. Denn läuft ein solches Tier davon, so sucht es eiligst seine alten Weideplätze wieder auf, die Hunderte von Kilometern entfernt liegen können, oder es mischt sich in eine grasende Herde, was das Wiederfinden sehr erschwert. Bei der Ehrlichkeit der Mongolen geht sehr selten ein Tier verloren. Es müßte höchstens einer chinesischen Karawane in den Weg laufen, die es ohne Gewissensbisse als gute Beute mitführt. Kommt der Diebstahl heraus, so erklärt der Karawanenführer einfach, er hätte das herrenlose Tier bei der nächsten Behörde abgeben wollen. Die Mongolen verstehen sich auf die verschiedenen Brände. Sie erkennen am Äußeren, Haarpflege, Beschlag sofort den Fremdling in der Herde. Mir selbst liefen in Danango, zwei Tagereisen nördlich Kweihwatschöng, drei Ponies, die nicht einmal gebrannt waren, während der Nacht fort. Der Mongole, in dessen Jurte ich wohnte, ließ einen alten Lama kommen, der während des nächsten Tages mit zwei jungen Gehilfen unaufhörlich betete und einen Gong schlug. Am darauffolgenden Morgen erklärte er meinem Wirte, daß ich in drei bis vier Tagen meine Tiere wieder hätte. Ich ritt ruhig auf anderen Tieren weiter und nach drei Tagen hatte ich meinen Marstall wieder beisammen. Sie kamen an der Hand eines Chinesen in gutem Zustande an. Wie die Tiere fortgekommen, wo sie gewesen, habe ich nie erfahren können, trotzdem ich mich als damaliger Dolmetscheroffizier chinesisch verständigen konnte. Ob doch nicht vielleicht irgend etwas faul im Staate Danango war? Seitdem brenne ich meine Ponies und fessele sie, wenn ein Ausbrechen irgendwie möglich ist, und ich gebe jedem den Rat, der die Steppe aufsucht, dasselbe zu tun, sonst kommt er leicht in die Lage Lehrgeld zu zahlen.

Der größte Teil der Pferdeherden der Mongolei, welche für China bestimmt sind, nehmen ihren Weg zunächst nach Kalgan, da von dort eine große Karawanenstraße nach innerhalb der Großen Mauer bis Peking führt. Seit diesem Jahre sind beide Städte durch eine Eisenbahn verbunden. Ob sie zur Beförderung der großen Herden benutzt werden wird, ist fraglich. Jedenfalls dauert es eine Weile, bis diese moderne Einrichtung Anhänger findet, was nur für kleinere Transporte, vor allem von besserem Material, sofort der Fall sein wird. Auf der genannten Karawanenstraße sollen jährlich 25 000 Ponies eingeführt werden. Interessant sind auch die Zahlen für die Einfuhr anderer Tiere: 10 000 Rinder, 250 000 Schafe, ferner über 350 000 Felle.

In der Mongolei sind die Ponies nie beschlagen, der Mongole kennt kein Eisen. Auf dem steinigen Wege von Kalgan nach Peking können die meisten nicht barfuß gehen, zumal auf der Vorhand. In Kalgan läßt deshalb der Händler den Hufschmied mit seinem primitiven Werkzeuge — ein kleiner Bock zur Stütze für den Pferdefuß, eine Raspel, ein haarscharfes Messer, ein Hammer, Nägel und Eisen; alles trägt er in einem Körbchen unter dem Arme — in den Pferdegasthof kommen. Da der Schmied kalt beschlägt, braucht er keine Feuerstelle, er macht alles unter freiem Himmel. Das Hufeisen ist dünn, die Schenkel verbreitern sich, um die Eckstrebenmuskel vor Verletzungen zu schützen. An der inneren Seite sind 3, an der äußeren 2 Nägel, welche einen breiten Kopf und runde Klinge haben. Letzterer wird nicht eingebettet, sondern aufgewickelt. Die Schmiede schneiden viel vom Huf und Strahl ab. Halten die Tiere nicht still, so wird die mongolische Fessel und eventuell eine Bremse benutzt. Innerhalb der Großen Mauer werden Widerspenstige gelegt oder mit starken Stricken an zwei einen Meter von einander abstehende Pfähle gebunden. Das Beschlagen geht unglaublich rasch vor sich. Ich habe in Peking gesehen, wie ein sehr wilder Pony, gelegt, in 16 Minuten auf allen Vieren beschlagen wurde. In Kalgan wurde eine von uns gekaufte 120köpfige Herde auf der Vorhand in 3 Stunden beschlagen. Wird übrigens ein Tier unterwegs lahm, so finden sich überall an der Karawanenstraße Gelegenheiten, Hintereisen aufzulegen. Ein merkwürdiges Bild kann man in Kalgan sehen, wenn die zottigen Zugochsen geworfen, gefesselt und dann unter Grunzen und Stöhnen mitten auf der Straße, umringt von einer Menge Menschen, beschlagen werden.

Im allgemeinen sind die Schmiede tüchtig, ich selbst habe nie zu klagen brauchen, trotzdem viele Ponies durch meine Hände gegangen sind. Nur ein einziger ist in 7 Jahren vernagelt worden. Leider gehen die Leute vielfach roh mit den Tieren um, die allerdings ohne großen Zeitverlust manchmal nur durch Gewalt zu bändigen sind. Bei unserem Militär, das viel Zeit auf den Hufbeschlag verwenden konnte, ließen sich fast alle Tiere infolge ruhiger, sachgemäßer Behandlung ohne weiteres die Eisen auflegen. Die Militärponies wurden übrigens europäisch beschlagen. Wer viel auf Reisen geht, dem rate ich, seine Tiere chinesisch beschlagen zu lassen; verliert man ein europäisches Eisen, so macht es den eingeborenen Schmieden Schwierigkeiten, auf einen nach unserer Manier gepflegten

Huf, ein chinesisches Eisen zu legen. Letztere laufen sich allerdings schneller durch, da sie sehr dünn und auch aus schlechterem Material gemacht sind. Sehr praktisch ist es, auf Touren Reserveeisen mitzunehmen, die gegebenen Falls der Mafu selber aufschlägt, zumal im Gebirge, wo nur Maultiere und Esel verkehren, die kleinere Hufe haben. Der konservative Eselschmied kann wohl für seine Langohren passende Eisen machen, an ein Ponyeisen wagt er sich meistens erst nach langem Zureden heran. Paßt man nicht auf, so schneidet er solange an dem Pferdehufe herum, bis das Eisen paßt und der Pony stocklahm ist. Der Chinese bezahlt 15—20 Pfg. für ein neues, aufgeschlagenes Eisen.

Sind die Tiere beschlagen, so geht es auf der Karawanenstraße, die für solche Transporte eingerichtet ist, weiter. Rechts und links des Weges grasen die Tiere und suchen sich mühsam ihre Nahrung. Abends werden sie entweder in eine Talmulde getrieben und so bewacht, daß sie nicht ausbrechen können, oder man bringt sie in die Höfe der Wirtschaften, wo sie Stroh und Heu zum Fressen bekommen. Im allgemeinen kommen die Tiere auf den Märschen sehr herunter. Sie legen täglich 40—50 km zurück. Auf den Teilen des Weges, auf welchen sie nicht grasen kann, geht die Herde meist im Trabe. Gibt es etwas Futter, so bewegt sie sich ganz langsam vorwärts und macht öfters Halt. Von Kalgan bis nach Tungdschou, dem Paihohafen Pekings, marschieren die Tiere 5 Tage. Von hier werden sie bis in die Nähe von Tientsin auf der alten Handelsstraße, welche in neuerer Zeit infolge der Konkurrenz der nordchinesischen Eisenbahn sehr an Bedeutung abgenommen hat, längs dem Paiho-Flusse weiter getrieben. Den Paiho müssen sie in Yangtsun, früher eine deutsche Etappe, die bis 1906 mit einer Infanteriekompagnie belegt war, durchschwimmen. Von Tientsin aus wenden sich die Herden nach Süden und ziehen die weite fruchtbare chinesische Ebene hinunter, sich auf die einzelnen Provinzen verteilend. Wie schon erwähnt, muß für jeden Pony, der aus der Mongolei kommt, in Kalgan Zoll bezahlt werden. Ebenso wird in Nankau nach dem Passieren der inneren „Großen Mauer“ eine Abgabe verlangt. Auf die Quittung wird geschrieben, wohin das Pferd, wohin die Herde transportiert wird. Am Endziel fordert der dortige Beamte wieder Zoll. Ein gesatteltes Pferd mit einem Reiter ist frei. Der Zoll richtet sich nach dem Werte der Tiere. Auf 100 Dollar wurden bisher 2 Dollar an jedem Zollamt abgenommen.

Doch wie bei uns, haben sich auch in China die Abgaben fortdauernd erhöht.

Die Händler verkaufen die Tiere natürlich zu den verschiedensten Zwecken und Preisen. Am billigsten werden die Stuten bezahlt, die nach Kansu und Schantung zur Maultierzucht getrieben werden. Sie kosten 20—30 Dollar pro Stück. Ein gewöhnliches kräftiges Zugtier wird mit 50—60 Dollar, ein Reittier mit 70—100 Dollar bezahlt, Schwächlinge sind entsprechend billiger. Über die Paßgänger werde ich in einem besonderen Kapitel sprechen. Die höchsten Preise geben diejenigen Fremden, die sich für Ponyrennen interessieren, ein Sport, dessen ich im übernächsten Abschnitte besonders gedenke. Abgesehen vom Bau der Pferde richtet sich der Preis bei chinesischen Käufern sehr nach der Farbe. Dunkle einfarbige Pferde sind sehr beliebt, ebenso schöne Apfelschimmel, ganz weiße Pferde dagegen nicht. Rappen sind die teuersten, da sie am seltensten sind. Bunte Tiere, wie Schecken und getigerte, sind billig. Beamte und ihre Diener ebenso wie das chinesische Militär reiten solche Ponies nicht. Wenig gesucht sind ferner Pferde, welche ein lockiges Fell haben. Selbst an einem Haarwirbel auf der Stirn stoßen sie sich. Tiere mit Glasaugen, mit weißen Hufen und weißem Schweif kauft der Chinese ebenfalls nicht gern. Während der Mongole ohne weiteres Stuten reitet, hält der Chinese es für höchst unvornehm, sich auf eine solche zu setzen. Nach seiner Ansicht sind diese Tiere zur Pony- und Maultierzucht da; man setzt sich aber nicht darauf. Infolgedessen stehen sie im Preise sehr niedrig.

Kommt ein Europäer übrigens zum ersten Mal mit Pferdehändlern in Berührung, so fordern letztere Preise, die den Wert oft um das Doppelte überschreiten, vor allem, wenn sie merken, daß der betreffende nichts versteht und von seinem Mafu abhängig ist. Händler und Mafus handeln dann gemeinsam unter ihren langen Ärmeln und teilen sich den Raub. Einige Prozent erhält der Mafu nach chinesischem Brauche stets. Ist man mit den Händlern bekannt, so machen sie solide Preise, aufpassen muß man natürlich. In China gilt auch der sehr verwerfliche Satz, daß beim Pferdegeschäft der Bruder den Bruder betrügt. Im allgemeinen sind die Händler sehr kulant, die vornehme Erziehung der Chinesen macht sich selbst in dieser Branche bemerkbar. Ich will an dieser Stelle den chinesischen Händler Weliu-ba in Kalgan nicht vergessen, der in der Tetschangmadien „dem immerwährenden tugendhaften Pferdegasthof“ wohnt und nicht nur den deutschen Offizieren,

die zum Pferdehandel für den Staat mit ihm in Verbindung getreten sind, — denn hierbei wollte und mußte er natürlich verdienen —, sondern auch anderen fremden Reisenden in der entgegenkommendsten Weise bei allen möglichen Fragen geholfen hat.

Hauptsächlich kaufen die Europäer ihren Bedarf bei den Händlern ihres Wohnsitzes. Leute, welche zuverlässige Mafus haben oder zu haben glauben, pflegen diese auch in die Mongolei zu schicken, um direkt aus den mongolischen Herden zu kaufen. Dem Chinesen ist die Steppe aber höchst unsympathisch. Er entbehrt dort vieler Bequemlichkeiten und wird von den ihm fremden Bewohnern mißtrauisch angesehen*). Der tüchtige Mafu begibt sich deshalb meistens nur nach Peking, höchstens wagt er sich bis Kalgan. Dort wohnt er möglichst lange, herrlich und in Freuden bei irgend einem Pferdehändler, und bespricht mit ihm, wie wohl für beide Teile das beste Geschäft zu machen sei. Ich will dies nicht als Norm hinstellen. Gewiß gibt es sehr zuverlässige chinesische Pferdepfleger, 90 % machen es aber so, wie ich es beschrieben habe. Ausgenommen sind auch solche Mafus, welche Rennponies besorgen sollen, da ihr Herr sie pekuniär am Gewinn interessiert. Weil ferner die Mafus untereinander bei den Rennen oft sehr hoch



Mafu mit Pony.

*) Vor allem fehlt ihm ein gutes Essen, worauf jeder Chinese einen ungeheuren Wert legt. Sehen sich z. B. bei uns zwei Bekannte, so sagen sie sich guten Tag. Der materielle Chinese fragt: „Bist Du satt?“

setzen, so liegt es in ihrem eigensten Vorteile, gute und schnelle Tiere einzukaufen. Ich will mir an dieser Stelle auf Grund langjähriger Erfahrung erlauben, den Mafu zu charakterisieren, nicht den eines Rennstalles, sondern den, der Gebrauchstiere unter sich hat. Von vornherein will ich bemerken, daß der Mafu große Pferde nicht pflegen kann. Wer einen eingeborenen Pferdeknecht engagiert, erkundige sich genau nach dessen Vorleben und lasse sich schriftlich einen wohlhabenden Chinesen als Bürgen stellen. Auf europäische Zeugnisse gebe man nur etwas, wenn man den Aussteller kennt. Sie könnten sonst gefälscht sein, da viele Chinesen deutsch, französisch oder englisch schreiben. Sehen unter dem neuengagierten Mafu die Tiere gut aus, so lasse man ihn gewähren. Die Chinesen haben für ihre Tiere eine besondere Futter und Pflegemethode, die für das dortige Klima gut paßt. Kommt der Stall unter ihm herunter, so glaube man nicht, wenn er von Würmern und Durchfall spricht, sondern werfe ihn gleich anfangs hinaus. Es ist besser, in der ersten Zeit 5 oder 10 an die Luft zu setzen, bis man einen tüchtigen Mann bekommt, als sich monatelang mit einem Betrüger herumzuärgern. Selbst wenn man das Futter persönlich unter Kontrolle hat, was äußerst lästig und oft unmöglich ist, wird man von einem ungetreuen Menschen dennoch bestohlen. Der Verein Futterkiste steht in höchster Blüte in China. Wie jedem Chinesen, so muß man auch dem Mafu einen kleinen Squeeze erlauben. Einschließlich diesem kann er einen Pony für 7—8 Dollar monatlich ausgezeichnet füttern und gute Streu halten. Für chinesischen Beschlag rechnet er monatlich 1 Mark, seine Prozente einbegriffen. Außerdem kommt er jeden 1. mit einer Rechnung für Putzmaterialien, Besen, Eimer usw., die überdies zu einem tüchtigen Stallmeister zu gehören scheint. An Gehalt gibt man einem guten Pfleger und Reiter 12—15 Dollar und hält ihm bei mehreren Pferden noch einen Stalljungen für 3—5 Dollar. Wer einen Wagen hat, muß sich einen besonderen Kutscher halten. Zu Chinesisch Neujahr schenkt man seinen Angestellten einen halben bis ganzen Monatslohn. Um diese Festzeit ist China überhaupt aus dem Häus'chen. Man muß dann, den Sitten und Gebräuchen Rechnung tragend, auch im Stalle ein Auge zudrücken. Der Chinese ist sehr empfänglich für gute Behandlung. Glaubt sein Herr an Mohammed, so tut ers auch. Er nimmt es aber sehr übel, wenn jemand ihn ohne Grund beschimpft oder sogar schlägt, besonders im Beisein anderer. Bei seinem rachsüchtigen Charakter läßt er dann die Wut an Pferden, Sätteln und dgl. aus. Man halte darauf, daß

der Mafu sich anständig anzieht, und gebe ihm Geld, sich entsprechende Winter- und Sommerkleider zu kaufen. Am praktischsten und billigsten schafft man die kleidsame Tracht der chinesischen Beamtendiener an. Es macht einen zu kläglichen Eindruck, wenn hinter einem gut angezogenen Herrn ein dreckiger Kuli reitet, wie man es bei Europäern und Chinesen so oft sieht.

Die deutschen Truppen sind die ersten gewesen, welche Pferde in der Mongolei direkt gekauft haben. Im Jahre 1898 schickte das dritte Seebataillon einen Offizier nach Kalgan, der eine kleine Herde gekauft hat. In größerem Maßstabe wurde auf Befehl des Generals Petzel 1905 angekauft. Eine Kommission reiste zu Pferde mit europäischen zweirädrigen Gepäckkarren in die Mongolei und hatte das Glück, ausgezeichnete Ponies zu kaufen. Von Chinesen wie Mongolen wurden den „fremden Teufeln" zunächst die unglaublichsten Tiere vorgestellt. Nachdem über tausend untersucht und als unbrauchbar befunden waren, brachten sie schöne Tiere, verlangten aber enorme Preise, die natürlich nicht gezahlt wurden. Erst nach Wochen kamen sie auf einen normalen Standpunkt. Gegen gute Bezahlung erschienen dann gute Ponies. Bei den späteren Ankäufen 1906 und 1907 machten sie keine Schwierigkeiten mehr. Unsere Kaufmethode hatte sich herumgesprochen. Wir nannten unseren Preis und blieben annähernd dabei. Die angekauften Ponies dienten als Ersatz für die unbrauchbar gewordenen großen



Deutscher Reiter auf einem Pony.

Pferde, die 1900 von Amerika und Australien kamen. Für unser Auge ein komisches Bild, einen Lanzenreiter auf einem so kleinen Pferde zu sehen. Die Tiere wurden sehr billig gekauft, man muß aber dabei in Betracht ziehen, daß die Karren, weil dienstlich gestellt, und auch der Unterhalt der Kommission, die Gehalt usw. bezog, keine besonderen Ausgaben verursachten. Wenn ein Privatmann auf Reisen geht, so muß er alles selbst bezahlen.

Hier anschließend will ich erzählen, wie man in Nordchina und teilweise in der Mongolei reist. Auf den meisten Straßen können Karren fahren, nur wer direkt die Gebirge aufsucht, muß sich Maultiere oder Esel als Tragetiere mieten, während zum Reiten stets Ponies benutzbar sind, weil diese überall da gehen können, wo ein beladenes Lasttier klettert. Allerdings muß sehr auf den Beschlag aufgepaßt werden, die Pferdehufe sind viel weicher als die der Maultiere und Esel, welche oft barfuß gehen. Ein Maultier trägt annähernd 2 Zentner, der kleine Bruder steht ihm nicht viel nach. An Miete zahlt man pro Tier 1—2 M täglich mit Futter.

Wer in der Steppe selbst längere Zeit reist und durch unwirtliches, wasserarmes Gebiet, wie z. B. die Gobi kommt, dem sind Kamele zum Tragen der Lasten und Ziehen der Wagen unerläßlich. Zum Reiten dient ihm auch da der unermüdliche Pony, für den in schlechten Gegenden etwas Wasser und Futter mitgenommen werden muß, um ihn bei Kräften zu erhalten.

Am bequemsten und schnellsten fahren im allgemeinen Karren mit Maultierbespannung, die viel schnelleren Schritt wie die Tragtiere entwickeln und das Auf- und Abladen geht rascher vonstatten. Ein mit 2 guten Maultieren bespannter Wagen legt auf normalen Wegen stündlich 5 km zurück, Tragetiere nur 3½—4. Die tägliche Leistung eines Karrens beträgt 50—60 km, eines Tragetieres 40—50 km. Mit Rücksicht auf die holprigen Wege und vor allem die Flaschen, Konserven usw. des europäischen Reisenden verbietet sich ein Trabfahren in den meisten Fällen von selbst. Die Chinesen unterscheiden tiau tscho „Personenwagen“ und da tscho „große Wagen“. Erstere sind leichtere mit einem gegen Regen schützenden Verdeck versehene Gefährte von 1—2 Tieren gezogen, letztere große offene Wagen mit 3—7 Tieren bespannt, wobei man einträglich Pony, Maultier und Esel zusammen arbeiten sieht, manchmal ist sogar ein Ochse dabei. Mit einer 2—3 m langen Peitsche, die wie eine Angel ausschaut, lenkt der Kutscher



Maultiergespann aus dem ostasiatischen Pferdedepot.

unter großem Geschrei sein Gespann. Die kleineren Wagen können mit 8, die großen mit 16 Zentner beladen werden.

Für einen Reisenden, der schnell vorwärts kommen will, ist der tiau tscho das einzig richtige. Er mietet sich einen solchen in einem Wagengasthofe „tscho dien“ entweder für eine bestimmte Strecke oder Tagereise, wobei die Preise, je nach Jahreszeit, Nachfrage und Güte, sehr schwanken. Ich habe meist pro Marschtag 4—5 M, pro Ruhetag 2 M gegeben und mir stets 2 Maultiere pro Karren ausbedungen, da aus Billigkeits-



Chinesischer Karren.

rücksichten der Wirt oft einen Pony mit einspannt, welcher nicht so ausdauernd im Ziehen ist wie der größere Mulus. Sehr wichtig ist es, einen schriftlichen Kontrakt aufzusetzen. Wer abseits der großen Straße reisen will, sei es zu Jagd- oder Studienzwecken, muß wie ein Luchs aufpassen, daß er sich nicht plötzlich auf irgend einem Hauptwege — Da dau — befindet, welcher die Karrenführer und das Personal wie ein Magnet in Gestalt von besseren Gasthäusern und dem damit verbundenen Squeeze anzieht. Beim Karrenmieten achte man ferner darauf, daß man

Tiere bekommt, welche gewohnt sind, im Gebirge zu gehen, da solche aus der Ebene leicht an jedem kleinen Berge stehen bleiben. Im allgemeinen lassen die Wagenverleiher nur bestimmte Gegenden befahren und hat dann jeder Kutscher seine bestimmte Route. Erstere sagen gut für rechtzeitige Ankunft der Gefährte ohne Verlust von Gepäck. Werden wertvolle Schätze, wie Gold und Silber, transportiert, so besteht die Einrichtung einer Bedeckung, die sogenannten bau biaudi „Geldbeschützer“, welche das Recht haben, Waffen zu tragen, obgleich sie keine Soldaten sind. Sie stehen in Geschäftsverbindung mit etwaigen Räubern, denen sie einen Anteil ihres Verdienstes geben, wofür dieselben den Transport, den sie begleiten, nicht überfallen. Der Europäer reist übrigens in Nordchina und in der Steppe vollständig sicher, nur an der tibetanischen Grenze ist größere Vorsicht geboten. Überraschungen können aber immerhin eintreten. Davon zeugt ein Ausnahmefall, in dem ein deutscher Offizier, der sächsische Oberleutnant Fiedler, zum Schutze einer schwedischen Mission gegen Aufständische eintreten mußte. Er wurde denn auch für sein umsichtiges und tapferes Verhalten nicht nur von S. Maj. dem Kaiser und S. Maj. dem König von Sachsen, sondern auch von S. Maj. dem König von Schweden ausgezeichnet.

Mit einem willigen Kutscher, den man durch Aussicht auf ein Trinkgeld in guter Laune hält und gut behandelt, kommt man mit Karren sehr weit. Ich fuhr 1904 vom Weitschang, dem Kaiserlichen Jagdparke, nördlich Jehol, in das Peitschahogebirge ohne Weg und mußte über einen hohen Berg, dessen Paß wohl 1000—1200 m über dem Hochplateau, mit einer Durchschnittshöhe von 1500 m, lag, im ganzen also eine Höhe von 2500—2700 m hatte. Der Kutscher frug mich, als es immer höher ging und der Karren immerfort stecken blieb, wo ich hinwolle. Lachend erwiderte ich: „In den Himmel“. Einige Zeit darauf mußten wir das überaus steile Tal eines Baches hinunter. Es gab keinen anderen Ausweg, ich hielt es für unmöglich! Aber ohne ein Wort zu sagen, band der brave Mohammedaner seine Räder zusammen, so daß sie nicht rollen konnten, schirrte das vordere Maultier ab und machte es hinten am Wagen fest. Auf meine Frage, wohin er wolle, erwiderte er lachend: „In die Hölle“. Unversehrt kamen wir unten an, nachdem wir mit Hacke und Schaufel nachgeholfen und mit vereinten Kräften an zu gefährlichen Stellen den Wagen gestützt hatten. Ab und zu fällt eine Karre in einem so unwegsamen Gelände um, doch ist der

Schaden meist bald repariert, da der Wagenkasten lose auf der Achse sitzt.

Ich will hier noch erwähnen, daß ich auch nichts von einem 15000 Fuß hohen Berge — von dem der Pater Verbiest erzählt — in dieser Gegend gesehen habe. Daß ein solcher nicht vorhanden, hat auch Dr. O. Franke in seinem Buche über das Jeholgebiet konstatiert.

Der Mensch reist, wie gesagt, am besten auf Ponys Rücken. Chinesen ziehen gerne geschlossene Maultiersänften vor, die aber ohne besondere Umstände nur auf großen Karawanen-



Viel Steine gab's und — wenig Brot.

straßen verkehren: im Winter bei großer Kälte haben sie allerdings ihre Vorzüge. Der europäische Reisende muß einen Mafu zu Pferde als Begleiter und Ponypfleger mitnehmen. Ersterer hängt sich eine Schrotflinte um, letzterer die Büchse oder umgekehrt, je nach Bedarf. Ferner ist ein Diener sehr angenehm, der für die Bagage sorgt, Quartier macht und das Essen zubereitet, falls kein besonderer Koch mitgenommen wird. Er ist am besten auch beritten. Zelte und Pelze sind, wenn man in die Mongolei geht, immer notwendig, ebenso leistet ein kleiner eiserner Ofen gute Dienste. Bei der Auswahl des Gepäckes zeige sich nicht in der Beschränkung erst

der Meister, lieber einen Wagen zu viel als zu wenig. Man glaube nicht, daß sich durch Verbrauch des Proviantes das Gepäck wesentlich vermindert. Es kommen Wild, Felle, Jagdtrophäen und dgl. dazu. Man macht Einkäufe an originellen Sachen, oder ein Mann wird krank, so daß er auf dem Wagen sitzen muß usw. Der Reisende entbehrt draußen viel an Komfort, ab und zu ein guter Trunk, eine Zigarre, eine Konserve von etwas Besonderem ist nicht zu verachten. Man vergesse nicht, kleinere Geschenke mitzunehmen, welche die Freundschaft erhalten, da man in den Jurten Geschenke bekommt, die man erwidern muß. Es ist sehr unangenehm, Dinge zu geben, für die man keinen augenblicklichen Ersatz hat. Für Reisen im himmlischen Reiche sind Pässe erforderlich, die man durch Vermittelung des Konsulats oder der Gesandtschaft erhält. Im übrigen ist es im allgemeinen Interesse wünschenswert, die Hilfe und Unterstützung der chinesischen Behörden unterwegs nur dann in Anspruch zu nehmen, wenn ein dringendes Bedürfnis vorliegt. Bei der angeborenen Höflichkeit der Chinesen lasse man unsere Regeln der Schicklichkeit nicht außer acht, wenn man mit Beamten usw. zu tun bekommt. Oft läßt sich dieses nicht vermeiden, zumal in abgelegeneren Orten, wo die Chinesen schon aus Neugier den Fremden sehen wollen. Es kann nicht schaden, sich für solche Fälle einen besseren Anzug mitzunehmen, um nicht wie ein Barbar neben dem seidengekleideten Mandarin zu stehen. Chinesische Visitenkarten sind notwendig, da selten jemand fremde Buchstaben kennt Die Zeichen der Karte müssen dieselben sein wie auf dem Passe, man kann sonst Unannehmlichkeiten haben. Denn wie sollte der Chinese darauf kommen, jemanden für eine und dieselbe Person zu halten, dessen Name verschieden geschrieben lautet, etwa wie Lehmann anstatt Schultze. Hat man sich von einem unbekannten Chinesen seine Karte, d. h. den Namen ins chinesische, verdolmetschen lassen, so zeige man sie auf alle Fälle einem Experten. Zum Scherz aufgelegt, geben Chinesen dem Fremden solche Namen, die es überhaupt nicht gibt und die den Träger lustig machen. Ein europäischer Gelehrter, der seine Karte präsentiert, die in der Übersetzung lautet: „Ich weiß nichts“, entlockt selbst dem strengsten Anhänger des Konfuzius ein Lächeln.

5. Fütterung und Stallpflege.

Während die Mongolen dem Pony keine Körner geben, er muß sich mit den Gräsern der Steppe begnügen, kennen

die Chinesen eine rationelle Fütterung. Je nach der Gegend sind die Futtermittel verschieden, am beliebtesten ist der Gau liang „hohes Korn“. Diese Pflanze, deren bambusartiger Stengel über 2 m hoch wird, hat den botanischen Namen Sorghum vulgare „Zuckerhirse“. An der Spitze befinden sich Ähren, die weintraubenartig mit über tausenden von Körnern, fast so groß wie kleine Erbsen behangen sind. Die Stengel dienen zum Decken der Häuser, zum Verfertigen von Einfriedigungen und vielen anderen Zwecken; die Wurzeln werden als Heizmaterial verwendet. Bekanntlich schläft der Chinese im Norden auf einer gemauerten heizbaren Lagerstelle, Kang genannt. Beim Anheizen eines Kangs darf aber nicht zu stark gefeuert werden; 1900 z. B. hielten es die Fremden für zu primitiv, die Gau liang-Wurzeln, die mild brennen, zu benutzen und stopften daher so viel Holz wie möglich in die Feuerung. Der Erfolg war, es entstanden unzählige Brände und Unglücksfälle. In vielen Sachen darf man eben nicht klüger sein, als der Eingeborene. Das Korn wird, gut gereinigt, teils auf Steinmühlen gemahlen, die durch Frauen oder Esel in rotierende Bewegung gesetzt werden, und teils als Pferdefutter gegeben. Man kennt zwei Arten von Gau liang, „bei Gau liang“ und „hung Gau liang“, weißes und rotes hohes Korn. Ersteres dient hauptsächlich nur den Menschen zur Nahrung, während letzteres vorwiegend als Pferdefutter Verwendung findet. Aus dem roten wird auch ein starker Schnaps gebraut. Außer dieser Getreideart verwenden die Chinesen zur Fütterung Gerste, Hafer, Hirse, Mais und Buchweizen; auch Weizen, Kleie und schwarze Bohnen spielen eine große Rolle. Letztere dürfen aber nicht roh gegegeben, sondern müssen gedämpft werden, sonst ist schwere Kolik die Folge. Die Bohnen werden in einen Kessel getan und dann so viel Wasser darauf geschüttet, daß sie gerade bedeckt sind. Darauf wird über Feuer die Bohne so lange gedämpft, bis das Wasser aufgesogen resp. verdunstet ist. Kalt geworden, können sie, im richtigen Maße — zwei Hände voll bei jeder Mahlzeit — gegeben, ohne Bedenken verfüttert werden. Diese Bohne (Soja hispida) in Form und Größe unserer Saubohne ähnlich, wird viel in Nordchina gebaut. Da sie 35 % Eiweißstoff hat, bildet sie ein gutes Kraftfutter. Gau liang, mit schwarzen Bohnen vermischt, ersetzt vollständig den Hafer.

An Stelle von Heu, das fast nie vorhanden ist, wird viel Häcksel verwendet, der aus den verschiedenen Stroharten mit Handmaschinen geschnitten wird. Das beste Häckselstroh ist das des Hsiaumi (chinesisch „kleiner Reis“), das ist eine Hirse,

— ähnlich unserer Setaria italica — ein Hauptvolksnahrungsmittel in Nordchina. Auch Weizenstroh ist gut, während Reisstroh nur im Notfall gegeben wird, da es die Tiere mager macht.

Das chinesische Militär gibt aus Geldmangel meist nur Häcksel und Kleie aus schwarzen Bohnen. Der Chinese, der Wert darauf legt, ein gut aussehendes, brauchbares Pferd zu haben, füttert nach folgender Methode:

Morgens in der Frühe, mittags und abends schüttet er jedes Mal drei Portionen. Zuerst gibt er trockenen Häcksel, sodann Häcksel mit Kleie. Dieses Futter wird naß angerührt, damit, wenn das Tier hineinpustet, die Kleie nicht verfliegt. Ab und zu kommt eine kleine Prise Salz dazu, um den Appetit zu reizen. Diese Mischung ist im Sommer feuchter wie im Winter. Der sorgsame Pferdepfleger kennt den Geschmack seiner Tiere und richtet danach die Wassermenge. Als letzter Gang wird dem Pony Häcksel, Gau liang vermischt mit schwarzen Bohnen gegeben. Kleie mischt der Chinese nicht mit Gau liang, da er der sehr richtigen Ansicht ist, daß Kleie die Körner in einen schleimigen Brei hüllt, die Körner infolgedessen von dem Pony nicht gekaut, sondern ganz verschluckt werden. Sie kommen nach einiger Zeit unverdaut wieder zum Vorschein, ohne ernährend gewirkt zu haben — den Spatzen ein willkommenes Gericht. In der Tat findet man im Miste des nach chinesischer Art gefütterten Tieres im Gegensatz zu dem nach europäischer Weise genährten selten Körner. Häcksel mit Körnerfutter wird auch trocken vorgesetzt, um ein sorgfältiges Kauen zu erzielen.

Der Chinese achtet sehr darauf, daß die Krippen stets rein sind, da besonders im heißen Sommer etwaige Reste nasser Kleie etc. leicht in Gährung übergehen, die sehr schädlich sind. Ferner siebt er Körnerfutter, sowie Häcksel vor dem Gebrauch in einem geflochtenen Korbe, damit Schmutz und leichte, unnahrhafte Teile herausgeschleudert werden. Steht dem Pony eine große Anstrengung bevor, so gibt man ihm eine Handvoll Hirse, hat er nicht zu arbeiten, so erhält er nur Häcksel und Kleie.

Ist kein Gau liang vorhanden, so greifen die Chinesen auf andere der obenerwähnten Körnerfutter zurück. Außer Buchweizen füttern sie sehr ungern Mais, da er die Pferde nur augenblicklich auftreibt, so daß sie bei Anstrengungen sofort abfallen. Sie schwitzen leicht danach und sollen ferner zu Hufentzündungen neigen. Auch nach Gerstefütterung werden sie

sehr leicht naß. 1900 war man allerdings bei den Ponykompagnien des Expeditions-Corps mit der Maisfütterung zufrieden, was sich wohl dadurch erklären läßt, daß man die Kondition eines mit Gau liang und schwarzen Bohnen gefütterten Pony noch nicht kannte, außerdem konnten schwache Tiere leicht ersetzt werden. Der importierte Hafer ist natürlich ausgezeichnet, aber so teuer, daß man ihn als Privatmann nicht bezahlen kann. Der außerhalb der Großen Mauer in dem neugeöffneten Lande der Steppe wachsende, muß zunächst aus der Mongolei nach innerhalb der Großen Mauer geschafft und da verzollt werden, was ihn verteuert, zudem steht er dem europäischen an Qualität nach. Das beste und billigste Futter bleiben Gau liang mit schwarzen Bohnen; Gerste, Hafer, Mais usw. damit vermischt, schadet nichts. Auch große Pferde bleiben bei dieser Nahrung in vollster Kraft, wie 1901 die großen Patrouillenritte der Eskadron Magnis zur Genüge erwiesen haben.

Der Appetit der Ponies ist enorm, daher ist es nötig, an Ruhetagen weniger Futter zu geben, um Koliken zu vermeiden. Besondere Vorsicht ist bei denjenigen Tieren anzuwenden, die neu aus der Steppe kommen, weil ihre Magen an Körnerfutter nicht gewöhnt sind. Fast immer haben sie durch den Transport gelitten, so daß der Besitzer sie rasch auffüttern möchte, ein Fehler, der dem Pony oft das Leben kostet. Verlangt ein Chinese große Leistungen, wie z. B. auf Reisen, so füttert er nach der beschriebenen Manier sein Pferd auch dreimal während der Nacht. Mit dem Tränken nimmt er es sehr genau, so daß Krankheiten danach sehr selten sind. Wenn ein Pferd morgens gefressen hat, so wird es 20—30 Minuten geführt, sodann getränkt, dann wieder geführt, was manchmal auch mittags, stets aber abends stattfindet. Das Führen spielt überhaupt eine große Rolle in der chinesischen Pferdepflege. Es paßt ganz zu dem ruhigen Temperament der Asiaten. Vor und nach dem Tränken, vor und nach dem Reiten führt der Mafu seine Tiere ganz langsam auf dem Zirkel, genau aufpassend, ob sie auch stallen. Er sucht sich dazu einen weichen Hufschlag aus. Bleibt ein Pony einen Tag oder länger stehen, so führt er denselben vormittags und gegen Abend je 2 Stunden. Auch lahme und kranke Pferde müssen heraus. Dieser langsame Schritt könne nur von Vorteil sein, er bringe das Blut in Bewegung, meint der chinesische Pferdemann.

Unterwegs lassen die bezopften Reiter ihre Tiere nur saufen, wenn sie nicht zu warm sind. Nach einigen Schlucken

wird der stets aufgetrenste Kopf aus dem Wasser gezogen, man wartet 3—5 Sekunden und läßt dann erst wieder trinken. Der Chinese glaubt, daß bei Anstrengungen das Tier „ho" Feuer in den Bauch bekommen hat. Vermengt sich dieses beim Trinken mit dem Wasser, so entstehen Dämpfe, die dem Pony schaden, ihn sogar töten können. Solange das Feuer vorhanden ist, darf das Pferd nichts bekommen.

Im allgemeinen führt der Chinese beim Aufbruch morgens sein Tier, bevor er aufsitzt, eine halbe Stunde. Ebenso sitzt er 3—4 km vor dem Quartier ab und kommt mit seinem Tiere an der Hand in den Stall, eine Gewohnheit, die äußerst zu loben und auch für viele Europäer nachahmenswert ist. Überhaupt schont der Reiter sein Pferd sehr und führt unterwegs viel. Beim chinesischen Militär müssen die Leute viel zu Fuß laufen. Sagt doch schon ein alter chinesischer Schriftsteller: „Es ist besser, die Mannschaften leiden als die Pferde." Eine Sitte, die uns zuwider ist, besteht darin, daß die Pferde im Stalle hochgebunden werden, und zwar so hoch, daß die Tiere nach den Sternen sehen. Wie jeder Mensch doch froh ist, nach Anstrengungen sich aufs Bett zu legen, so schätzt es das Tier auch, sich auf der Erde hinzustrecken. Ich glaube aber, daß die Manier des Hochbindens deshalb beliebt ist, damit bedeutend mehr Tiere in einem Stalle untergebracht werden können, ferner weil es ausgeschlossen ist, daß sich Ponies in den langen Halfterriemen aufhängen oder irgendwie verletzen. Auch werden die Tiere dadurch, daß sie sich nicht in den Mist der unsauberen Ställe — Streu kennt der Chinese nicht — legen können, nicht schmutzig. Es erübrigt sich also für die Pferdepfleger, sie morgens zu putzen. Ebenso wie wir, liebt der Chinese es nicht, auf einem unsauberen Pferde zu reiten. Striegel und Kardätsche sind unbekannt. Die Mafus bürsten ihre Tiere oberflächlich ab und kämmen Schweif und Mähne mit einem Hornkamm. Auch nehmen sie manchmal den Besen und kehren damit das Pferdefell wie wir einen Teppich. Eine andere Eigentümlichkeit in der Pferdepflege besteht darin, daß die Chinesen ihre Tiere, nachdem der Sattel abgenommen ist, sich im Sande wälzen lassen. Hierdurch sollen die Gedärme ordentlich durcheinander geschüttelt und das Fell von Schweiß gereinigt werden, so daß sie sich im Stalle nicht scheuern. Um die Tiere zu diesem Dagurhwälzen (Kugelschlagen) zu veranlassen, führt sie der Mafu in einem Kreise, der allmählich verkleinert wird, ganz langsam solange herum, bis sie sich hinlegen. Überhaupt hält man von Sand- und

Sonnenbädern der Pferde sehr viel. An schönen Tagen sind auf freien weichen Plätzen großer Städte stets Ponies zu sehen, welche sich dort stundenlang sonnen. Der Mafu liegt ausgestreckt daneben und macht ein Schläfchen. Was ich in diesem Kapitel über die Ponies sagte, gilt zum größten Teile auch für Maultiere.

Ställe in unserem Sinne kennen die Chinesen nicht. Der chinesische Stall ist ein überdachter Raum mit nur 3 Wänden; eine Seite ist ganz frei. Manchmal ist es nur ein freies Dach nach den vier Himmelsrichtungen offen, dazu eine Krippe, oder man hat nur eine Krippe ganz ohne jeden Schutz. Im Sommer werden gegen Abend an einer Stelle, wo ein Lüftchen weht, im Winter um die Mittagszeit, wenn die Sonne scheint, die Ponies im Freien angebunden. Pferdedecken oder Bahndecken mit Kopfstück, die der Chinese Pferdekleider nennt, sind im Reiche der Mitte nur bei Fremden bekannt. Die Natur hilft sich selbst, dadurch, daß die Tiere einen dicken Winterpelz bekommen, ferner schützt sie vernünftiges Reiten und Führen vor Erkrankungen. Ein chinesisches Sprichwort sagt: „Im Sommer soll man die Trense nicht aus dem Maule nehmen, im Winter den Sattel nicht vom Rücken". Hat ein Tier nämlich das Gebiß im Maul, so kann es im Sommer kaltes Wasser im erhitzten Zustande nicht zu schnell herunterschlucken. Bleibt der Sattel auf dem nassen Rücken, so können die Stürme des Winters keinen Rheumatismus verursachen.

Chinesen wie Mongolen benutzen hölzerne Sättel, unseren Bocksätteln ähnlich. Es gibt sehr schöne Exemplare aus schwarzem Holze, mit Silber und Perlmutter ausgelegt. Das Holzgestell ist mit einem gepolsterten Kissen bedeckt; es hat eine hohe Vorderzwiesel. Der hintere Rand des chinesischen Sattels ist nur leicht erhöht, damit die Hinterpartie eines in viele Kleider eingehüllten, wohlhabenden Chinesen auch Platz hat. Die Mongolen dagegen haben auch eine erhabene Hinterzwiesel, welche sie, wie schon erwähnt, beim Einfangen der Ponies als Halt gebrauchen, um nicht heruntergerissen zu werden. Die besten mongolischen Sättel kauft man in Urga. Der Sattel liegt auf einer langen Decke, entweder aus Leder oder aus Teppichen von oft kostbarem seidenen Stoffe, die wiederum auf einer Filzunterlage ruht und so lang ist, daß die Schenkel des Reiters das Tier nicht berühren können. Der Mongole liebt wie alle Naturvölker mit ganz kurzen Bügeln zu reiten. Die Bügel selbst sind sehr schwer, und oft sehr schön aus Bronze, Messing oder Cloisonnée verfertigt. Die Sohle ist rund mit einem

Durchmesser von 10—15 cm. An der Riemenöse, die rechts und links einen Drachenkopf hat, befinden sich kleine Kugeln, die beim Reiten klirren. Da die Ponies nach unseren Begriffen unzugeritten sind, hat eine Verbindung des Reiterschenkels mit dem Pferdehaar keinen Sinn. Der Chinese reitet nicht aus Sport, er betrachtet das Pferd nur als Fortbewegungsmittel, anders der Mongole, der Interesse hat für Rennen nnd Jagd.

Auf dem Sattel werden Gepäck und Futtersäcke aufgetürmt, und darüber thront der Reisende. Die Trense ist sehr scharf, Kandare ist unbekannt. Stets befindet sich am Kopfstück ein Halfterriemen. Unsere europäischen Sättel, die für große Pferde gebaut sind, passen auch für Ponies, doch sind hohe ausgeschnittene Kammern erforderlich. Sogenannte Ponysättel sind oft zu klein. Viele Tiere werden mit Schwanzriemen geritten. Bei normalen Tieren, wenn sie auf Woylach gesattelt sind, ist ein Schwanzriemen meist unnötig, trotzdem er auf längeren Reisen, wenn die Tiere abmagern, von Nutzen sein kann. Obgleich viele Ponies auf Kandare besser in der Hand sind — manche können fürchterlich brennen — empfiehlt es sich, auf Reisen auf Trense zu zäumen; es erleichtert das Tränken, Anbinden usw. Die heftigsten Ponies werden nach einigen Marschtagen ruhig.

Vor dem Wagen spielen die Ponies bei den Chinesen die zweite Rolle, den Vorzug haben die Maultiere, welche durch ihre Größe viel mehr Gewicht in den Zug bringen. Die Chinesen gebrauchen Kumtgeschirre, deren Zugstränge direkt an die Achsen des stets zweirädrigen Karrens festgemacht sind. Das hintere Tier geht in der Schere, deren Gewicht infolge des ausbalanzierten Wagens nie drückt. Europäer fahren Ponies wie große Pferde in modernen Chaisen. 1903 konnte man in Tientsin einen tadellos adjustierten Siebenerzug sehen, der dem Kommandeur der Ostasiatischen Eskadron Jäger zu Pferde gehörte. Im Dogcart machen sich diese kleinen, schnellen Pferde sehr gut. Reiche Chinesen in Peking und den Vertragshäfen fahren mit Vorliebe in europäischen Equipagen. Sogar der verstorbene Kaiser Kwangssü besaß einen abendländischen, aber nach chinesischem Geschmacke als Sänfte friesierten Wagen. Der Kutscher stand seitwärts, da sich niemand direkt vor oder hinter dem Sohne des Himmels aufhalten darf. Leider sieht man vor den Kutschen der Chinesen sehr viele lahme Pferde. Trotzdem der Chinese sein Tier gut füttert und pflegt, hat er kein Auge dafür, wenn es lahmt oder gedrückt ist. Tierschutzvereine gibt es nicht. Schon der Gebildete

und Vornehme reitet auf einem Pferde mit kaputem Rücken oder sitzt in einem Wagen, dessen Ponies auf drei Beinen gehen, ohne sich etwas dabei zu denken, um so mehr ist dies der Fall bei dem gemeinen Manne. Allerdings muß man berücksichtigen, daß so ein Tier oft die einzige Erwerbsquelle für die ganze Familie ist. Muß doch der Besitzer auch solange arbeiten, bis er zusammenbricht, um nicht mit seinen Angehörigen bitter zu leiden. Die Druckschäden, besonders im Sommer, spotten jeder Beschreibung. Nach unseren Gesetzen beurteilt würden Millionen von den Söhnen des Reiches der Mitte wegen Tierquälerei hinter Schloß und Riegel sitzen.

Bei guter Pflege werden die Ponies so alt wie unsere Pferde. Das innerhalb der Großen Mauer geborene, verweichlichte Material ist eher verbraucht, zumal es schon 2—3 jährig arbeiten muß. Die Ponies, welche aus der Steppe kommen, sind, bis auf die 3—4 jährigen Stuten zur Maultierzucht, mit wenigen Ausnahmen über 7 Jahre alt. Sie haben also ihre Jugend genossen und werden in den besten Jahren unverbraucht in den Dienst des Menschen gestellt. Diese harten Tiere arbeiten dann bei sachgemäßer Behandlung sehr lange. Hierbei kann man beobachten, daß Ponies, welche bis zum 13—15. Jahre alles mitgemacht haben, ohne je auszusetzen, noch lange Zeit in voller Frische blieben. Ich kannte zwei Mongoma, welche 1902 auf der deutschen Rennbahn in Tientsin im Alter von 11—12 Jahren mehrfach Sieger waren, die 1909 noch unter dem Reiter gingen und auf weite Touren benutzt wurden. Auch hatte die Ponykompagnie Tientsin 1909 bei ihrer Auflösung noch einige Exemplare, die seit den Boxerunruhen dort standen und treu den kaiserlichen Dienst getan haben, also an die 20 heran waren.

6. Leistungsfähigkeit.

Die Ausdauer dieses kleinen Pferdes ist erstaunlich. Die Chinesen selbst erzählen Wunderdinge von berühmten Tieren, welche lange Strecken in der kürzesten Zeit zurückgelegt haben. Die Europäer standen diesen angeblichen Leistungen sehr skeptisch so lange gegenüber, bis ihnen der Distanzritt Tientsin—Peking am 20. Febr. 1903 die Augen über das Können der Ponies geöffnet hat. Hätte man es gekannt, so wäre 1900 bei der Expedition des Admirals Seymour vielleicht manches anders verlaufen. Vor dem Ritt Berlin—Wien war man sehr im unklaren über das Können der großen Pferde. In Deutschland wurden damals Stimmen von den besten Pferdeleuten laut,

welche rieten, vorsichtig, im Anfange langsam zu reiten, um unterwegs nicht liegen zu bleiben. Ähnliches hörte man 1903 von den beteiligten Kreisen in China.

Laut Absatz II der Propositionen war der Zweck des Rittes Tientsin—Peking Prüfung der Leistung des chinesischen Pony auf Dauerritten unter besonderem Festhalten der Bedingung, daß der Pony auch noch nach dem Ritt gebrauchsfähig ist. Das Resultat war ein geradezu verblüffendes. Das Mongoma hat uns Leistungen vorgemacht, die ihm niemand zutraute. Man muß diesen Distanzritt mit dem von Brüssel—Ostende im Sommer 1902 auf Pferden ausgeführten Ritt vergleichen, um seine Leistung ganz würdigen zu können. Bei diesem Vergleiche muß man bedenken, daß die Ponies in der Steppe wild aufgewachsen sind, während die zwischen Brüssel—Ostende gerittenen Pferde hervorragendes Material der besten Zucht waren. Hier ritten ausgesuchte Kavallerieoffiziere, die unter sachgemäßer Leitung lange Zeit trainiert hatten. In China beteiligten sich größtenteils Herren an dem Distanzritte, denen darin wenig oder gar keine Erfahrung zu Gebote stand; sie hatten keine Vorgänge, nach denen sie ihren Pony vorbereiten konnten, und infolge ihrer Berufsgeschäfte zu wenig Zeit. In Belgien waren Wetter und Straßen ausgezeichnet. In Tientsin herrschte am 20. Februar ein Sandsturm, der den nach Norden Reitenden direkt ins Gesicht blies und den Pferden großen Luftwiderstand entgegensetzte*). Dazu die miserablen Straßen mit ihren tief ausgefahrenen Rinnen. Trotzdem die Herren den Weg oft abgeritten hatten, konnten Umwege nicht ausbleiben, da sich das Wegenetz stets verändert. Ein Karren schneidet ein Stück querbeet ab, ein zweiter, dritter folgt der Spur, und eine neue Straße ist über Nacht da.

Die Strecke Brüssel—Ostende beträgt 132 km, 61 Reiter erschienen am Start, nur 29 erreichten das Ziel und etwa $^1/_3$ der Pferde gingen infolge von Überanstrengung ein. — Der Weg Tientsin—Peking ist 126 km lang, 38 Reiter nahmen am Ritt teil, 32 erreichten das Ziel und nur 4 Ponies starben. Ostende wurde vom Sieger in 6,54 Std., Peking in 7,33 Std. erreicht. Rechnet man dazu, daß der Pony ein im Verhältnis zu seiner Größe ganz bedeutend höheres Gewicht (Mindestgewicht 75 kg) trug, als das Pferd, so steht seine

*) Eine dortige deutsche Zeitung schrieb darüber: „Eine besonders kurze Dauer ist wohl nicht zu erwarten, da kurz nach vollendetem Start der Wind sich zu einem der scheußlichsten Sandstürme verstärkte, die unseres hiesigen Daseins Würze sind, und der wie gewöhnlich genau der Richtung des Rittes entgegen wehte.

Leistung der des Pferdes nicht viel nach. Bei Brüssel—Ostende liegen zwischen dem 1. und 5. Reiter eine Stunde, bei Tientsin—Peking zwischen den 1. und 5. nur 15 Minuten und zwischen dem 1. und 15. eine Stunde.

Das Resultat letzteren Rittes ist daher ein besseres, da die erzielten Leistungen gleichmäßigere sind. Ein ganz neuer und wichtiger Unterschied hat sich bei der Art des Reitens, d. h. der Einteilung der Schnelligkeit auf die einzelnen Strecken des Weges, zwischen Pferd und Pony herausgestellt. Alle Reiter, welche die erste Strecke zwischen Brüssel und Ostende am schnellsten geritten sind, haben das Ziel nicht erreicht. Die Sieger Tientsin—Peking sind sämtlich zu Anfang am schärfsten geritten, und die Tiere haben trotzdem durchgehalten. Was zuerst langsamer ritt, konnte nachher den Zeitverlust nicht mehr gut machen.

Am Morgen nach dem Ritte konnten die Richter in Peking über 28 Ponies urteilen, die bis auf einen lahmen einen guten Eindruck machten. Sie haben noch jahrelange Dienste getan, und der Sieger, eine Schecke, hat sogar in den Wintersports auf der englischen Rennbahn in Tientsin noch ein Rennen gewonnen. Bedenkt man dies alles, so kann man des Lobes nicht voll genug sein über den mongolischen Pony, der gezeigt hat, daß er auf Distanzen über 100 km dem Vollblüter beinahe gleichwertig ist.

Der Sieger dieses interessanten Rittes war Herr Fritz Sommer, ein in China wohlbekannter Sportsmann. Es beteiligten sich außer deutschen Herren von Zivil und Militär französische und japanische Offiziere:

1. Sieger	7	Stunden	33	Minuten,
2.	„	7	„	34½	„
3.	„	7	„	36	„
4.	„	7	„	39	„
5.	„	7	„	47	„

der letzte war 12 Stunden 40 Minuten unterwegs.

Wie auf diesem eintägigen Ritte, bewährt sich der Pony auf großen Touren ausgezeichnet. Er legt monatelang täglich 50—60 km zurück unter einem verständigen Reiter, der etwa alle 8 Tage einen Ruhetag einlegt. Dabei ist das kurzbeinige Tier ein guter Gewichtsträger, denn der Chinese, welcher stets seine ganze Bagage mit auf den Pony nimmt, wiegt nicht wenig. Unsere braven Reiter brachten mit gepackten Taschen, Waffen, hohen Stiefeln und ihrem infolge der ausgezeichneten Verpflegung gut genährten Corpus annähernd 2 Zentner in den Sattel, zu-

mal es meist große, ältere Leute waren. Aber unverdrossen trug der Pony den Soldaten durch das Land während der Unruhen wie in ruhigen Zeiten. Der Infanterist, scherzweise Gauliang-Husar genannt, fühlte sich stolz als Reitersmann auf seinem Rücken und der Kavallerist — trotzdem er sich zuerst degradiert vorkam, als er von einem großen Australier mit seiner langen Lanze ein so kleines Pferd besteigen mußte — lernte ihn bald als Freund schätzen.

Die Eskadron Jäger zu Pferde und die berittene Kompagnie haben sehr oft — bei Tag wie bei Nacht — Patrouillen von Tientsin nach Peking in 8—9 Stunden geschickt. Beide sind auch geschlossen, unterwegs an Übungen teilnehmend, diese Strecke geritten, so daß jeder Mann von Tangku bis Peking den nicht leicht zu findenden Weg ohne Karte genau wußte. Jeder einzelne Reiter hatte das Gefühl, daß bei plötzlich ausbrechenden Wirren innerhalb von spätestens 12 Stunden sein Truppenteil vor den Toren Pekings gestanden hätte. Ebenso bestellt war es mit der Batterie, die von schönen Amerikanern gezogen wurde, und der Maschinengewehrabteilung, welche mit schnellfüßigen Maultieren bespannt war. Ein zweites 1900 hätte also nicht passieren können, solange unsere Truppen in China waren. Jetzt halten in der Hauptsache Engländer, Franzosen und Japaner dort noch Wacht. Wir haben nur 150 Mann Marineinfanterie dort, 100 in Peking und 50 in Tientsien in den nunmehr öden, weiten Räumen. „Kaum genug zum Bewachen der eigenen und der Gesandtschaftssachen, geschweige denn zum Kampf“ bemerkte ein chinesischer Würdenträger. Unsere jetzige Truppe ist mehr als Ehrenwache für den Vertreter des Deutschen Reiches, den Gesandten, aufzufassen, als ein tatsächlicher Schutz. Zwei gut ausgebildete chinesische Divisionen stehen vor den Toren Pekings mit modernsten Geschützen, die das Gesandtschaftsviertel in kurzer Zeit in Asche legen können, ohne daß an eine erfolgreiche Erwiderung eines feindlichen Feuers gedacht werden kann. Man wollte aus diplomatischen Gründen wenigstens eine Kompagnie da lassen, solange die anderen Großmächte noch Truppen in Nordchina unterhalten. Über die Zurückziehung unserer Truppen, des letzten Restes des stolzen Expeditionskorps unter einem Feldmarschall, schreibt der Ostasiatische Lloyd:

„Wenn sich das Deutsche Reich bei der Ablösung auch in erster Linie von finanziellen Rücksichten hat leiten lassen, bekundet die Zurückziehung seiner Landtruppen doch sein Vertrauen in die Stetigkeit der chinesischen Verhältnisse wie

in die wachsende Macht der chinesischen Zentralregierung gegenüber allen Kräften, die die Einheit des Reiches in Frage stellen und die guten Beziehungen zum Ausland gefährden können."

Die Zukunft wird erweisen, ob in China wir, die Fortgegangenen, oder die Engländer, Franzosen und Japaner, mit Waffen in der Hand, als Dagebliebene mehr Erfolg haben.

Bewundernswert ist die Leistung der chinesischen Postpferde, die nur durch Häcksel und schwarze Bohnen sowie etwas Kleie genährt werden. Es sind kleine, unscheinbare Klepper, die aber ohne Schrittpause im Galopp oder Trab ihre Relaisstrecke zurücklegen. Diese Post steht unter dem Kriegsministerium und hat nur amtliche Briefe zu besorgen. Alle 20—30 km sind Stationen eingerichtet, wo die Tiere gewechselt werden. Dieselbe Post besteht auch in der Steppe, mit dem Unterschiede, daß die Posthalter Mongolen sind. Die Ausdauer dieser Ponies, die nur von Gras leben, ist noch beachtenswerter. Ich bin selbst mit dieser Post von Kiachta bis Urga gereist, obgleich dies nach den schon erwähnten Verträgen nur russischen Beamten gestattet ist. Durch die Liebenswürdigkeit des russischen Grenzkommissars, des leider schon verstorbenen Generalstabsobersten Henke, gelang es meinem Freunde Oloff und mir, die Erlaubnis zu bekommen, Postpferde benutzen zu dürfen. Eine Erlaubnis, die wir in Peking trotz aller möglichen Bemühungen nicht erlangen konnten. Vom frühen Morgen bis Mitternacht war man im Sattel, fast stets ritt man schnelle Gangarten. Besonders nachts ging es wie die wilde Jagd durch die einsame Steppe.

Ein weiterer Vorzug des mongolischen Pony ist sein Springvermögen. Von klein auf muß er in der Natur Hindernisse überwinden, so daß alle Tiere springen, wenn sie vom Reiter nicht gestört werden. Vor künstlichen Hindernissen scheuen sie oft. In China werden von den Europäern Jagden veranstaltet, die sowohl, was Länge (10—15 km) als auch Hindernisse anbetrifft, große Anforderungen an die Pferde stellen. Gräben von 2 m Breite mit einem Wall kommen oft vor. Das deutsche Offizierkorps in China hatte einen Rennverein gegründet, auf dessen Bahn die Ponies dieselben recht anständigen Hindernisse nahmen, wie die großen Pferde. Auf den von ihm veranstalteten Jagden galoppierte der kleine neben dem großen Bruder, ohne sich etwas zu vergeben, wie man es noch jetzt jeden Winter in dem herrlichen Terrain um Peking beim dortigen Jagdklub sehen kann.

Die Schnelligkeit des Pony ist auf kurze Entfernungen der der großen Pferde sehr unterlegen. Stellt man mit einem Rennpferde Vergleiche an, so kommt man zu folgendem Resultat:

Der Vollblüter legt in einer Sekunde 16—18 m zurück.
Der Rennpony „ „ „ „ $12^1/_2$—$14^1/_2$ „ „



Jagdklub in Peking 1906.

Sehr gute Rennponies haben auf den üblichen Distanzen der ostasiatischen Bahnen folgende Rekorde aufgestellt, die sich naturgemäß jederzeit ändern können:

$^1/_2$ englische Meile	=	800 m	0 Minuten	$55^3/_4$ Sekunden
$^3/_4$ „ „	=	1200 „	1 „	$29^4/_5$ „
1 „ „	=	1600 „	2 „	05 „
$1^1/_4$ „ „	=	2000 „	2 „	37 „
$1^1/_2$ „ „	=	2400 „	3 „	$11^1/_2$ „
$1^3/_4$ „ „	=	2800 „	3 „	47 „
2 „ „	=	3200 „	4 „	26 „

Das Training der Rennponies weicht sehr von unserer Methode für Rennpferde ab. Zunächst weiß man von dem

Griffin — Name für Tiere, welche noch nie in öffentlichen Rennen gelaufen sind — nichts von seiner Abstammung. Die Händler und der Mafu reden zwar viel, wer aber sich in der Mongolei selbst in Ponyangelegenheiten orientiert hat, weiß, daß diese Leute nie die Wahrheit sagen. Höchstens ist von einzelnen Tieren bekannt, daß sie schon in den Händen der Händler gute Zeiten gelaufen sind. Denn diese schlauen Burschen haben durch das jahrelange Geschäft eingesehen, daß sie um so mehr Geld fordern können, je schneller ihr Pony nachweislich gelaufen ist. Sie stecken sich dazu Distanzen ab und lassen ihre Ponies mit der Uhr in der Hand laufen. Zeugen dafür sind sie allerdings allein und höchstens noch der Nr. 1 Mafu des Rennstalles. Ist der Pony seinem Gebäude nach für gut befunden, so muß er zunächst täglich lange Strecken scharfen Trab gehen. Die Arbeit findet meist auf der Bahn selbst statt. Wöchentlich wird je ein Galopp gegeben, bei dem das Tier stets an der Stelle ausgeritten wird, wo es im Rennen finish gehen soll. Meist laufen auch im Training drei bis vier Pferde zusammen. Tagsüber werden sie stundenlang geführt, eine Bewegung, die die Muskeln sehr ausbildet. Jeder Stall hat natürlich seine besonderen Kniffe. Einzelne arbeiten ganz heimlich weit draußen und treten erst bei den Rennen auf. Da genau nach der Uhr trainiert wird, erfährt jeder die Schnelligkeit seiner Rivalen genau. Im Rennen selbst aber spielen noch andere Faktoren mit, wie guter Start, Innenseite, guter Reiter usw. Die Gewichtsskala ist sehr niedrig. Das Training, welches die Besitzer ihren Tieren angedeihen lassen, ist erstklassig. Trotzdem diese Ponies an einem Tage meist zwei Rennen laufen, sieht man kaum ein nasses Haar. Sie sind allerdings geschoren, was, nebenbei bemerkt, für Gebrauchspferde unpraktisch ist, besonders auf Reisen, wo sie bei der größten Kälte im Freien stehen müssen. Der Atem ist ruhig, Herztätigkeit gut. Nur aus Muskeln und Fleisch bestehen diese Miniatur-Vollblüter. Die Nr. 1 Mafus sitzen ausgezeichnet zu Pferde und reiten sehr gut finish, soweit sie nicht zu alt sind. In diesem Falle haben sie irgend einen Verwandten oder jüngeren Freund herangebildet, der seinem Lehrmeister in nichts nachsteht. Durch jahrelange Erfahrung kennen die Rennstall-Mafus den Pony sehr genau. Von ihnen hängt ein großer Teil der Erfolge des Stalles ab. Nr. 1 Mafu und Händler sind pekuniär interessiert und tun daher ihr möglichstes, gutes Material heranzuschaffen. Ersterer wettet außerdem intensiv, denn wie alle Chinesen, spielt er leidenschaftlich. Besonders alte, bekannte Ställe, die

schon 30—40 Jahre mit denselben Händlern arbeiten, werden gut bedient. Letztere fordern enorme Preise: 600—1000 Mark für ein Tier, welches noch nichts gezeigt hat, — schließlich viel Geld, zumal der Besitzer nachher höchstens 120—160 Mark beim Verkaufe erzielt, wenn es nichts taugt. Auch kommt es vor, daß sich die Tiere im Training verschlechtern, durch die Galopps nervös, krank oder lahm werden. Reiche Stallbesitzer versuchen es gleichzeitig mit Dutzenden von Tieren, ohne in ungünstigen Jahren einen Sieg zu gewinnen. Daß ein solcher Betrieb ungeheuere Summen verschlingt, ist klar. Der Rennsport hat nicht nur in Europa seine Opfer gefordert! Wer nicht über einen großen Geldbeutel verfügt, lasse die Hände davon. Manchmal hat ja Jemand das Glück, durch Zufall ein schnelles Pferd zu entdecken und zu besitzen. Er heimst dann ohne Risiko viel Geld ein, da für erstklassige Ponies 10000 M und mehr geboten werden.

Da draußen basiert das ganze Leben auf Geschäft! So sind die Rennen nicht nur Sport, sondern auch Lotterien, wo Tausende von Dollars umgesetzt werden. Daneben ist der Totalisator in regem Betriebe. Wertvolle Ehrenpreise, meist kunstvoll in chinesischem Silber ausgeführt, gibt es auf allen Rennplätzen. Doch erhält sie nicht der Reiter, wie bei uns, sondern der Besitzer des Pferdes, falls es in den Propositionen nicht anders vermerkt ist. Für die Mafus finden besondere Rennen statt, da alle Rennen sonst nur für Herrenreiter offen sind.

Die Rennen in den Vertragshäfen sind Volksfeste. Die europäischen Banken und Geschäfte werden geschlossen. Alles eilt hinaus auf die stets sorgsam gepflegten Bahnen, die mit ihren Hallen, Tribünen, Restaurationen den Neid vieler Rennvereine in Deutschland erregen würden.



IV.

Paßgänger.





Chinesen-Fräulein mit Lilienfüßen.

Die Chinesen haben eine besondere Vorliebe für die Paßgänger „Zoma". In Europa wird diese Gangart nicht geschätzt. Nur im Mittelalter zur Zeit der Falkenjagden ritten Damen weiße Zelter, die Paß gingen. Übrigens wird in Nordchina heutzutage noch mit Falken auf Hasen gejagt. Es gibt dort Leute, welche sich für diesen Zweck dressierte Vögel und Hunde halten. Berühmt ist die Meute von Taschikou bei Tientsin, die von einem Orte zum andern reist und gegen Entgelt jagt. Der Fremde muß 10 Mark für das Mieten der Jagdgesellschaft bezahlen. Zur Jagd wird sie vom halben Dorfe begleitet, welches wie in Schützenlinien ausgeschwärmt die Felder absucht. Sobald die Bauern einen Hasen hoch machen, werden Hunde und Falken losgelassen, die nach kurzer Zeit den Krummen zur Strecke bringen.

Sollte bei uns ein Pferd Anlage zum Paß haben, so wird er ihm durch sachgemäße Dressur abgewöhnt. Im Reiche der Mitte aber setzen sich der Beamte, der gutsituierte Bürger und Bauer nur auf ein Zoma. Während der Reiter vom gewöhnlichen Traber geworfen wird, kommt er bei einem Paßgänger nicht aus dem Sattel. Er hat das Gefühl, als säße er auf einem Stuhle, der sich von selbst fortbewegt. Dem bequemen Chinesen ist es natürlich angenehm, vorwärts zu kommen, ohne sich anzustrengen. Auf Reisen muß er ja auch sein Bettzeug und viel Gepäck auf dem Pferde mitnehmen, da die Gasthöfe äußerst primitiv sind. Seine ganze Bagage packt der Chinese in einen zweiteiligen Sack und legt diesen — das Gewicht muß nach beiden Seiten genau verteilt sein — über den Sattel. Dann setzt er sich oben drauf, was ihm bei einem Traber sehr ungemütlich sein würde, zumal er im Winter so dick angezogen ist, daß ihm jede Bewegung schwer fällt. Auch ist keine Reitfertigkeit bei Paßgängern nötig, so daß sich altersschwache Leute ohne weiteres auf ein solches Tier wagen können. Man sieht oft Frauen mit Säuglingen auf ruhigen Ponies reiten, wenn sie Entfernungen zurücklegen müssen, die sie mit ihren Lilienfüßen, den verkrüppelten, nicht mehr schaffen. Bekanntlich hat der größte Teil aller Chinesinnen solche Füße, die durch Bandagieren im Alter von 4—5 Jahren die kleine unnatürliche

Form annehmen. Es soll dadurch das Becken so stark werden, daß schwere Geburten eine Seltenheit sind. Andere meinen, die Frau sei, indem ihr das Gehen erschwert ist, an die Häus-



Mandschu-Fräulein.

lichkeit gebunden. Tatsache ist jedoch, daß Chinesinnen, trotz der anormalen Füße, große Strecken zu Fuß zurückgelegt haben, wenn es darauf ankam, z. B. in Kriegszeiten. Gegen die Unsitte des Fußbindens haben sich Vereine gebildet, kaiserliche Edikte

sind erschienen, aber ohne Erfolg. Wir Ausländer verurteilen diese barbarische Sitte, ohne zu berücksichtigen, daß das Korsettschnüren bedeutend bedenklicher ist. Durch das Fußschnüren wird nur die Betreffende selbst benachteiligt, das Korsett aber wirkt schädigend auf die Nachkommen. Die Mandschufrauen

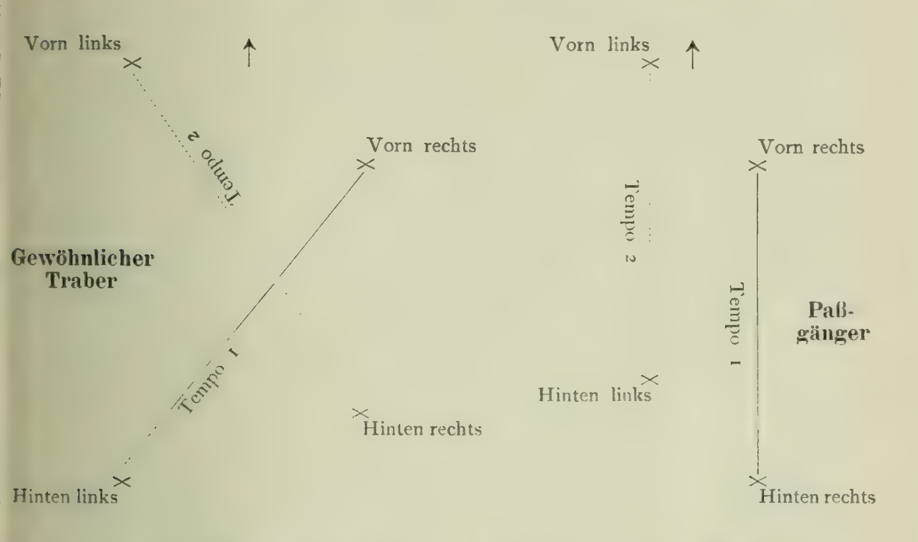


Mandschu-Frau.

sowie die Frauen von Mitgliedern der acht chinesischen Banner haben große Füße, ferner auch viele Weiber der unteren Klassen, um bei körperlichen Arbeiten nicht behindert zu sein. Wie lange Fingernägel, die in kostbaren Etuis getragen werden, so sind kleine Füße in farbigen seidenen Schuhen ein Zeichen,

daß die glückliche Besitzerin nicht zu arbeiten braucht, also reich ist, und sich zum mindesten einbildet, vornehm zu sein.

Die Zoma traben nicht diagonal, sondern gleichseitig. Wie nachstehende Skizzen näher erklären, setzen die Traber als ersten Moment rechte Vor- und linke Hinterhand, als zweiten Moment linke Vor- und rechte Hinterhand auf. Der Paßgänger gebraucht als Tempo 1 rechtes Vorder- und Hinterbein, als Tempo 2 linkes Vorder- und Hinterbein. Es ist gleichgültig bei beiden Arten, ob sie rechts oder links zuerst antreten.



Paßgänger können nur auf Wegen geritten werden, da ihnen Springen und Klettern wegen ihrer eigenartigen Muskulatur schwer fällt. Infolgedessen reitet die chinesische Kavallerie, um Bewegungen im durchschnittenen Gelände ausführen zu können, nur Traber.

Gute Paßgänger laufen so schnell, daß man langen Galopp nebenher reiten muß. Sie selbst dürfen nie Galopp gehen. Wird zu große Schnelligkeit von ihnen verlangt, lernen sie leicht Galopp anstatt Paß zu gehen. Es gilt als fehlerhaft, wenn sie galoppieren oder im Paß changieren. Ein geübtes Auge erkennt an der Muskulatur sofort, ob das Pferd Paß geht oder nicht. Das Zoma hat einen kurzen, guten Rücken mit einer sehr starken Hinterhand und außerordentlich entwickeltem Sprunggelenk. Wegen seines höheren Wertes und der besseren

Stellung seiner Besitzer ist ein Paßgänger meist in guter Pflege. Der Chinese behauptet, daß er viel mehr Körnerfutter gebraucht wie ein gewöhnlicher Traber. Besonders hält er es für nötig, vor und nach jedem Tränken und Füttern das Tier unter allen Umständen zu führen. Kommt ein Paßgänger in den Stall eines Europäers, welcher auf ihn nicht die bei Chinesen gewohnte Sorgfalt verwendet oder seine heimatliche Futtermethode für einzig richtig erachtet, so tritt leicht Kolik ein.

Es gibt natürlichen und anerzogenen Paß. Die Mongolen sagen, daß ein Paßhengst stets Paßfohlen erzeugt, sei die Stute dagegen ein Zoma, könne das Produkt Paßgänger oder gewöhnlicher Traber sein. Die Ponies, welche von Natur Paßgänger sind, werden sehr geschätzt, falls sie nicht zufälligerweise irgend einen Fehler haben; Maubing (Haarkrankheit) nennt ihn der chinesische Händler. Von klein auf werden in der Mongolei die wertvollen Paßfohlen besonders behütet. Man hängt ihnen ein Glöckchen an, damit die Wölfe sie nicht fressen. In den ersten Monaten nimmt man sie nachts mit in die Jurte. Bänder in der roten Glücksfarbe, mit heiligen Sprüchen bedruckt, werden in die Mähnen und Schwänze eingeflochten. Täglich betet der Besitzer zu dem Ma-wangie, dem Gott der Pferde, seinen Liebling zu schützen. Verläßt ein guter Paßgänger die Steppe, so wird er nicht mit in der Herde herunter getrieben, sondern einzeln an der Hand nach Koli „innerhalb der Mauer" geführt.

Ist ein Paßgänger 4—5 Jahre alt, schnell, schön und von angenehmer Farbe, so werden die höchsten Preise gezahlt. 2000 Mark und darüber sind keine Seltenheit. Für ein Durchschnittszoma mit natürlichem Paß werden 4—500 Mark gegeben. Nach chinesischen Quellen gehen gute Paßgänger 100 km in 6 Stunden.

Der Bedarf an natürlichen Paßgängern reicht bei weitem nicht aus, so daß im Wege der Dressur diagonaltrabenden Tieren die gleichseitige Gangart beigebracht wird. Zwei- und Dreijährigen werden die entsprechenden Beine zusammengebunden, so daß sie weder galoppieren noch kreuzweise traben können. So gefesselt reitet man das Pferd und läßt es weiden, Tag und Nacht. Will der Pony sich fortbewegen, muß er Paß gehen, so daß im Laufe der Zeit sich seine Muskulatur umbildet; es wird ihm allmählich zur zweiten Natur, gleichseitig zu gehen.

Diese Tiere sind nicht so rasch, wie die, welche natürlichen Paß gehen, sie fallen leicht in Galopp oder changieren,

wenn man die Schnelligkeit steigern will. Interessant ist es, zu beobachten, wie die Mafus durch Fesselung und durch ihre Reitweise auch älteren großen Pferden den Paßgang beibringen für den Fall, daß der Lauye „alter Herr“ das Tier einmal besteigen sollte. Im allgemeinen zieht dieser ja dem unsicheren Pferde die sichere Sänfte vor.

Es gibt heute in China in den Städten, in welchen die Chinesen mit Europäern zusammenkommen, auch große Pferde, ja es gehört zum guten Tone, ein solches Tier zu haben, um es zu reiten oder wenigstens einzuspannen. Teils sind es Pferde, die 1900 vom Expeditionskorps eingeführt wurden, teils stammen sie vom russisch-japanischen Kriegsschauplatze. Neuerdings kommen viele Traber aus Rußland über Charbin, die wegen ihres ruhigen Temperamentes gern gekauft werden. Auch in der chinesischen Armee ist es chic, große Pferde zu reiten. So sah man in den Manövern viele Offiziere auf solchen beritten. Vor allem die im Ausland gewesenen zeigten im Gegensatz zu den schlecht reitenden Japanern ein gutes Bild. Australische Pferde, die in Shanghai für etwa 1000 Mark zu haben sind, werden von den Chinesen weniger geschätzt. So gut ein Mafu Pony und Maultier pflegt, so schlecht versteht er mit einem Australier umzugehen. Meistens sind dann die Tiere nach einigen Jahren tot oder unbrauchbar. Dabei spricht wohl auch das Klima mit. Fohlen von großen Pferden bleiben in China klein, wenn sie überhaupt hoch kommen. Stets bilden sich Knochenauftreibungen, die von dem Mangel an Kalkgehalt im dortigen Futter herrühren. Es haben die verschiedensten Versuche stattgefunden; Herr Detring, Zollkommissar in Tientsin, und Graf Magnis, Kommandeur der ostasiatischen Eskadron, machten dieselbe Erfahrung. Die gleiche Krankheit ist auch in Indien zu finden, wie mir englische Offiziere erzählten. Schon Marco Polo schreibt: „Meine Meinung ist, daß das Klima des Landes der Pferderasse ungünstig ist, daher werden sie nicht im Lande gezeugt und ist es schwer, sie zu erhalten. Eine große Stute, die von einem schönen Hengst belegt wird, bringt nur ein kleines, schlecht gestaltetes Füllen hervor, das verdrehte Beine hat und zum Reiten untauglich ist.“

Der Europäer tut am billigsten und besten, sich mongolische Ponies zu halten, die er stets gebrauchen kann. Mit großen Pferden hat man oft Schwierigkeiten, da Brücken, Fähren und Wegeengen nicht darauf eingerichtet, Ställe überhaupt nicht vorhanden sind. Dazu kommt das trockene für empfind-

liche Hufe sehr schlechte Klima, zumal unterwegs europäischer Beschlag nicht zu haben ist.

In Peking und anderen Städten des himmlischen Reiches finden bei Tempelfesten Schaureiten für Paßgänger statt. Rennen in unserem Sinne kennt man nicht. Zu beiden Seiten eines weichen, ebenen, zwei bis drei Meter breiten Weges werden aus Stangen und Strohmatten zeltartig überdachte Tribünen er-



Eine Damengesellschaft.

richtet, in denen Tee verschenkt wird. Dort sitzen die Familienväter mit ihren Frauen und Kindern im Sonntagsstaat, trinken Tee und essen Kuchen. Dazwischen tummelt sich die Jeunesse dorée von Peking, die im Geldausgeben und Vergnügungssucht ihren westlichen Kollegen in nichts nachsteht. Überhaupt ist der Chinese der vollendete Lebemann, notabene wenn er das nötige Geld hat. Die Demimonde in reich gestickten Seidenkleidern, mit geschminkten Gesichtern, eine Zigarette in dem rotgefärbten Mündchen, fehlt auch nicht, ganz wie auf den Rennplätzen bei uns.

Die Gasse zwischen den Tribünen resp. Strohzelten entlang reiten die Besitzer der schönsten Pferde einzeln ihre Tiere so schnell wie möglich im Dazo — großen Paß — vorbei. Ist der Herr verhindert oder ein zu hoher Beamter, als daß er sich dem „Profanum vulgus“ zeigen könnte, so steigt für ihn sein Mafu in den Sattel. Die Pferde werden auf das schönste adjustiert. Hinten übergelehnt, mit hochgezogenen Knien, angepreßten Unterschenkeln, fest anstehenden Zügeln, unter aufmunternden Rufen saust der Reiter vorbei. Das Volk, dem jeder gute Paßgänger bekannt ist, gibt durch lautes hau hau „gut, gut“ — es gleicht unserem Händeklatschen — seinen Beifall zu erkennen. Zwischen den Ponies fahren gutgeschirrte Maultierkarren vorbei. Teils findet das Vorreiten und -fahren aus Eitelkeit statt, teils aus Reklame. Man will die Tiere zum Verkauf zeigen. Berühmt sind die Feste des Po yün kwan, „weißer Wolkentempel“, einem taoistischen Heiligtume, zwei Kilometer westlich des Hsi bien men „Tor der westlichen Bequemlichkeit“ in Peking, die nach Chinesich-Neujahr gefeiert werden. Das dort gezeigte Material erfreute das Herz eines jeden Pferdeliebhabers.

Außer diesem Dazo „großen Paß“ ist der Hsiauzo „kleiner Paß“ sehr beliebt. Die Tiere gehen dabei im Tempo eines abgekürzten Trabes gleichseitig, verstärkt man jedoch die Gangart, so gehen sie diagonal. Den Hsiauzo kann man stundenlang reiten, ohne den Pony anzustrengen. Für schlechte, steinige Straßen, wo ein rasches Tempo unmöglich ist, findet man nichts Schnelleres und Angenehmeres wie ihn.

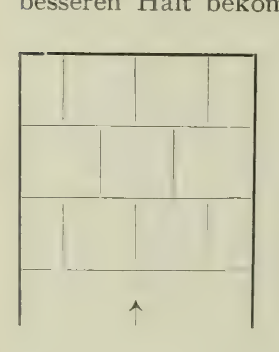
Über die Straßen Chinas hört man meistens ganz falsche Urteile. Viele Europäer gehen aus den Settlement nicht heraus, bilden sich aber ein, sogenannte Chinakenner zu sein. Diese Leute im Verein mit den Globetrottern haben es fertig gebracht, das alte Kulturland uns Europäern in einem ganz falschen Lichte vorzuführen. In China unterscheidet man Kunststraßen und natürliche Wege. So paradox es klingt, die Kunststraßen sind miserabel, soweit sie nicht in den letzten Jahren umgebaut sind, wie z. B. die Chaussee nach dem Wan schou schan „dem Berge des zehntausend Jahre langen Lebens“, Name des kaiserlichen Sommerpalastes. Da derselbe nun bis zur Großjährigkeit des jetzigen Kaisers nicht wieder bezogen werden darf, so tut man nichts mehr für die schöne Straße. Im übrigen legt die jetzige Regierung keinen Wert auf die Erhaltung alter Kunststraßen und man sieht nur noch die Trümmer von solchen. Die einst so herrlichen Steinstraßen

bieten zurzeit dem Verkehre nur Hindernisse. Diese Meisterwerke sind aus großen Steinquadern, die nebeneinander liegen, gebaut. Im Laufe der Zeit, von schweren Wagen ausgefahren, haben sich zwischen den einzelnen Quadern große Rinnen gebildet. Weil niemand für die Reparatur etwas tut, fehlen oft ganze Quadern; so entstanden Löcher und darin tiefe Sümpfe. Es ist unbegreiflich, warum bei Anlage der Straßen die Steine nicht quer gelegt worden sind, sie hätten sich dann durch die Benutzung nur fester aneinander gefügt.

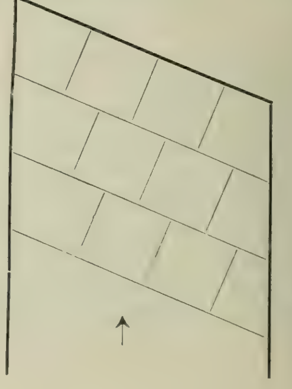


Steinstraße.

Skizze 1 zeigt die vorhandene Konstruktion, durch die infolge der schweren Lasten und des jahrhundertelangen Gebrauches die Straßen auseinandergefahren wurden. Skizze 2 stellt die nicht angewandte Methode dar, nach der aber die Straße durch den Gebrauch besseren Halt bekommen hätte.



Skizze 1



Skizze 2

Die Regierung gibt für die Straßeninstandhaltung wenig Geld aus. Ab und zu werden die Löcher mit Sand ausgefüllt, der aber nach kurzer Zeit wieder verschwunden ist. Bei Regen über eine Steinstraße mit ihren unsichtbaren Vertiefungen zu reiten, bereitet dem Neulinge ein Gruseln. Wer erst die Sicherheit der Ponies, Maultiere und Esel kennt, der

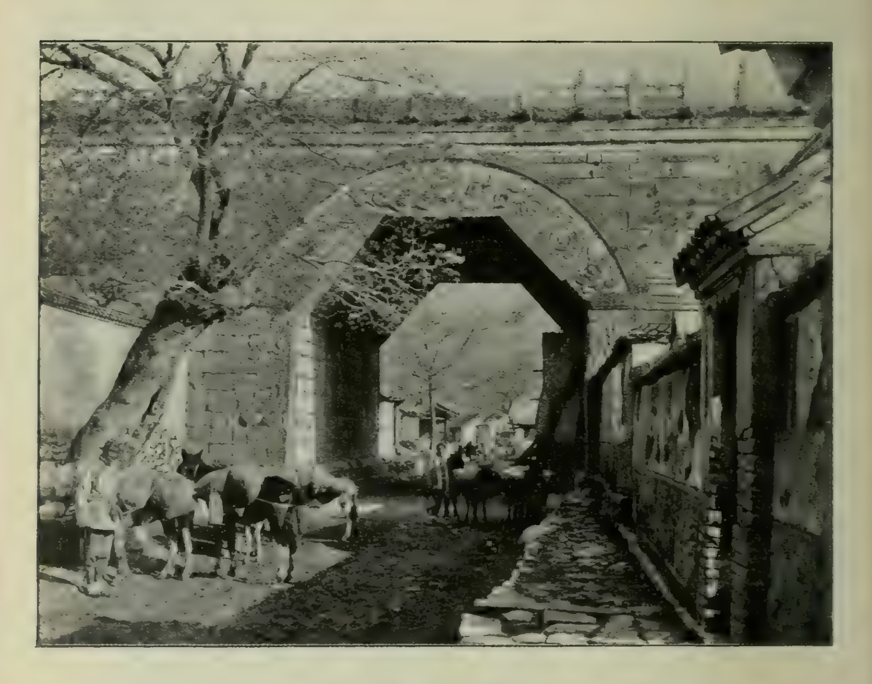


Weg im Gebirge.

reitet kaltblütig im Tempo des kleinen Passes glatt über alle Untiefen. Fast immer führen neben diesen Steinstraßen bessere natürliche Wege, die aber in der Regenzeit auch grundlos sind.

In der Ebene findet man weniger Kunststraßen als im Gebirge, wo sie teilweise mit Pulver in die Felsen eingesprengt

sind. Stellenweise sind sie auch gepflastert. Viele Straßen, wie z. B. die von Peking—Kalgan, können ganz gut von europäischen Fahrzeugen benutzt werden. 1900 fuhren unsere Geschütze und Proviantwagen dahin. Die seinerzeit von Exzellenz Petzel, dem damaligen Kommandeur der ostasiatischen Besatzungsbrigade, in die Mongolei entsandte Kommission zum Ankauf von Ponies hat wiederholt zweiräderige europäische Karren mitgeführt, die ohne Havarie bis nördlich Kweihwatschöng gekommen sind. Ein Beweis, daß die Wege nicht so



Straße in einer Stadt.

schlecht sind, wie ihr Ruf ist. Eine Ehrenrettung für die chinesischen Straßen ist auch die Automobilfahrt des Fürsten Borghese. Die in den letzten Jahren gebauten Straßen, die sich aber mit wenigen Ausnahmen nur innerhalb großer Städte befinden, sind makadamisiert. Es ist dies ein Verfahren, welches von dem Schotten Mac Adam Ende des 18. Jahrhunderts erfunden worden ist. Als Unterlage dient ein Grobschlag. Der

Oberbau besteht aus kleingehauenen Steinen. Sind diese von hartem Material, wie Granit, so halten die Wege gut, werden aber weiche Steine benutzt, dann sind sie stets reparaturbedürftig, so daß die Unterhaltungskosten sehr groß sind. Da der chinesische Karren die Wege sehr mitnimmt, so dürfen die Kunststraßen von Lastwagen nicht benutzt werden. Für diese ist nebenher ein gewöhnlicher Weg angelegt. Über Kanäle oder Flußläufe führen oder führten die alten Chausseen über massive Steinbrücken, sie sind unter dem jetzigen Regime in verwahrlostem Zustande. Während der Blütezeit des Reiches waren diese Brücken gut erhalten. Marco Polo beschreibt eine solche Brücke bei Lu kou kiao, 20 km westlich von Peking: „Als ich 10 Meilen von der Hauptstadt hinweg kam, fand ich ein großes fließendes Wasser, d. h. Pulisangan (rechter Nebenfluß des Paiho), das sich in den Großen Ozean ergießt, und es gehen viele Schiffe mit Massen von Waren auf diesem Wasser. Über diesen Fluß geht eine sehr hübsche steinerne Brücke, dergleichen in der Welt vielleicht nicht ist. Sie ist 300 Schritt lang und 8 breit, so daß zehn Mann nebeneinander ganz bequem darüber reiten können. Sie ruht auf 24 Bogen und 25 Pfeilern, die im Wasser stehen, alle von Serpentinstein und mit großer Kunst ausgeführt. Auf jeder Seite und von einem Ende zum anderen führt eine schöne Brustwehr, die aus Marmorplatten und Säulen gar meisterlich gebildet ist. Wenn man die Brücke heraufsteigt, so ist sie etwas weiter, als da, wo der Aufgang seine Höhe erreicht, aber von dieser aus laufen die Seiten in gerader, gleichmäßiger Linie zueinander fort. Oben am Aufgange steht eine sehr große und hohe Säule, die auf einem Sockel von Marmor ruht, neben der die große Gestalt eines Löwen liegt. Auf der Säule liegt ein gleiches Gebild. Da, wo die Brücke sich abneigt, steht eine andere schöne Säule mit ihrem Löwen, $1^1/_2$ Schritt von der ersteren entfernt, und alle Räume zwischen einer Säule und der anderen, die ganze Länge der Brücke, sind mit Marmortafeln gefüllt, die mit künstlichen Bildwerken verziert und jedesmal in die nächsten Säulen, die über die ganze Brücke gehen, eingefügt sind. Jede Säule steht $1^1/_2$ Schritt von der anderen und hat gleichfalls, wie die große, einen Löwen auf sich sitzen. Das zusammen bietet einen gar prächtigen Anblick dar. Diese Brustwehren dienen dazu, daß den darüber Gehenden kein Unglück widerfahre. Was gesagt worden ist, bezieht sich auf den Abstieg wie auf den Aufgang der Brücke.“ Heutzutage noch steht diese Brücke in ihrer

alten Pracht da. Nur der Belag, große Quadersteine, zeigt Fehler. Auch ist der Strom nicht mehr schiffbar. Durch die planlose Abholzung der westlichen Berge ist der Wasserstand



Massive Steinbrücke.

sehr zurückgegangen, und ganze Flußläufe sind mit der Zeit verschwunden. So trifft man auf alten Steinstraßen oft Brücken, die jetzt über trockenes Land führen. Es ist eine Ironie des Schicksals, daß in einem Reiche mit so wenigen festen Flußübergängen ein Teil auf diese Weise illusorisch wird. Neben Holz- und Steinbrücken kennen die Chinesen auch Flußübergänge, die durch Pontons hergestellt sind. Über einen solchen mußte man bis jetzt den Hwangho bei Lantschou in der Provinz Kansu passieren. Es soll lebensgefährlich gewesen sein, über diese Brücke, die durch die Gewalt des Stromes einen Knick bekommen hatte, zu gehen. Seit 1909 ist dieser alte Übergang durch ein Erzeugnis moderner Technik ersetzt worden, indem die chinesische Regierung durch eine deutsche Firma (Telge & Schroeter, Tientsin) über den Fluß eine eiserne Brücke bauen ließ. Wie teilweise die festen Übergänge, so sind auch die Fähren äußerst primitiv, mit morschen Brettern belegte Kähne, so daß beim Übersetzen die Tiere sich oft verletzen. Da meistens keine Uferbrücke vorhanden ist, so müssen Fähre und Ufer durch Herauf- und Herabspringen erreicht werden. Der gebräuchlichste Übergang in China ist der einer Furt, in der brückenlosen Mongolei kennt man fast nichts

anderes. Ganz selten trifft man dort eine Fähre an und die auch nur für Menschen bestimmt ist, das Tier hat zu schwimmen. Da die Lage der Furten wechselt, so sehe sich der Reisende genau den Boden an, ob frische Spuren vorhanden sind. Am besten läßt er Eingeborene vorweg schreiten, die für ein Trinkgeld die Führung meist gern übernehmen; denn es gibt oft unmittelbar neben der Furt gefährliche Untiefen. Bei dem Aufsuchen eines Überganges achte man auch auf Triebsand, der schon viele Opfer gefordert hat. So fanden bald nach den Boxerunruhen ein Leutnant mit drei Ponyreitern bei Schanhaikwan an der Großen Mauer ihren Tod. Einer wollte den andern retten, jeder verlor jedoch den Grund und sank in die Tiefe des unendlichen Sandes.

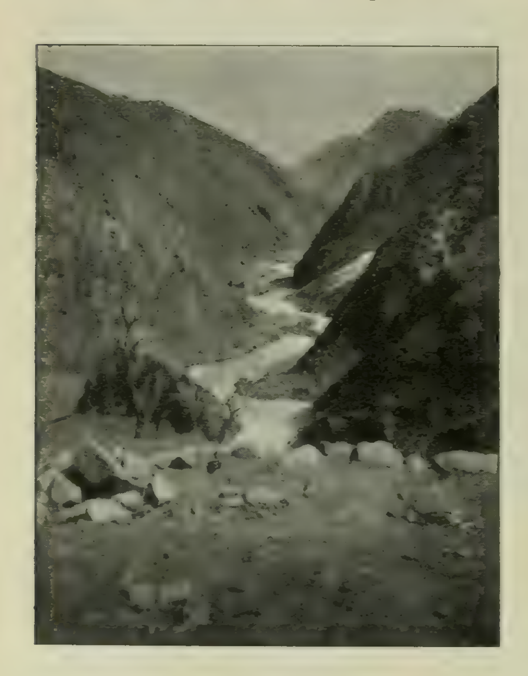


Schwieriger Übergang.

Auf chinesischen Wegen sind nur feste Fahrzeuge zu gebrauchen, zumal deren Gangbarkeit sehr wechselt. Die Beschaffenheit des Bodens spricht dabei sehr mit. Aber man weiß sich zu helfen. Denn, ist eine Stelle der Straße unpassierbar, so macht man einfach einen Umweg über den nächsten Acker. Auf diese Weise bilden sich schnell neue Wege, so daß Karten nie genau stimmen. Seit einigen Jahren läßt die chinesische Regierung durch Militärschüler Gelände aufnehmen. Ein deutscher Instrukteur in Wutschang, der ein neues Verfahren erfunden hat, nach dem schnell und gut gearbeitet werden kann, hat mit seinen Schülern große Erfolge gehabt. Während der großen chinesischen Manöver haben diese Karten sowohl der Armee als den geladenen fremden Offizieren große Dienste geleistet. Im Handel sind sie ohne weiteres nicht zu erhalten, da die Aufnahmen als geheime Schriften betrachtet

werden. Es sind Meßtischblätter im Maßstabe von 1 : 25 000, die, dank der Geschicklichkeit der Chinesen, so gut wie möglich gemacht sind.

Die natürlichen Wege führen im Gebirge vielfach in trockenen Flußbetten entlang, die in der Regenzeit und bei hohem Wasserstande dem Reisenden ein energisches „Halt" gebieten, manchmal für einige Tage. In der Ebene sind die Wege in Nordchina bei trockenem Wetter meistens gut. Allerdings darf man sich an die oft tief ausgefahrenen Geleise, woran die Bauart der Karren die Schuld trägt, nicht stoßen. Durch die vielen Fußwanderer, die stets in der Kolonne zu einem marschieren, bilden sich hartgetretene Pfade, die nicht selten auch für Radfahrer benutzbar sind. So kann z. B. zwischen Tientsin und Tsinanfu, Hauptstadt der Provinz Schantung, ein Radfahrer in der trockenen Jahreszeit ohne Schwierigkeiten fahren.



Weg in einem gefrorenen Flußtal.

Schließlich sei hier auch der Schienenwege gedacht, die für die Mongolei in Frage kommen. Zunächst ist es die sibirische Bahn, die viele Waren für die Steppe heranbringt. Sie hat aber andererseits der Mongolei dadurch geschadet, daß sie den Teetransport an sich gerissen hat, der früher vielen Mongolen Verdienst brachte, nun aber in der Hauptsache nach Wladiwostok, dem Ausgangspunkte der Bahn, abgeleitet ist. Der Teil der Bahn, der als russischer Zug von Charbin bis Kwan tschöng tsu, als japanischer bis Mukden, als chinesischer bis Peking geht, wird von den anwohnenden Mongolen und Burjäten benutzt, um zunächst Peking zu sehen und von da

die lamaistischen Heiligtümer aufzusuchen. Von außerordentlicher Bedeutung für die Mongolei ist die neueröffnete Bahn Peking—Kalgan, welche große Warenmengen dorthin bringt,



Straße im Nankou-Paß.

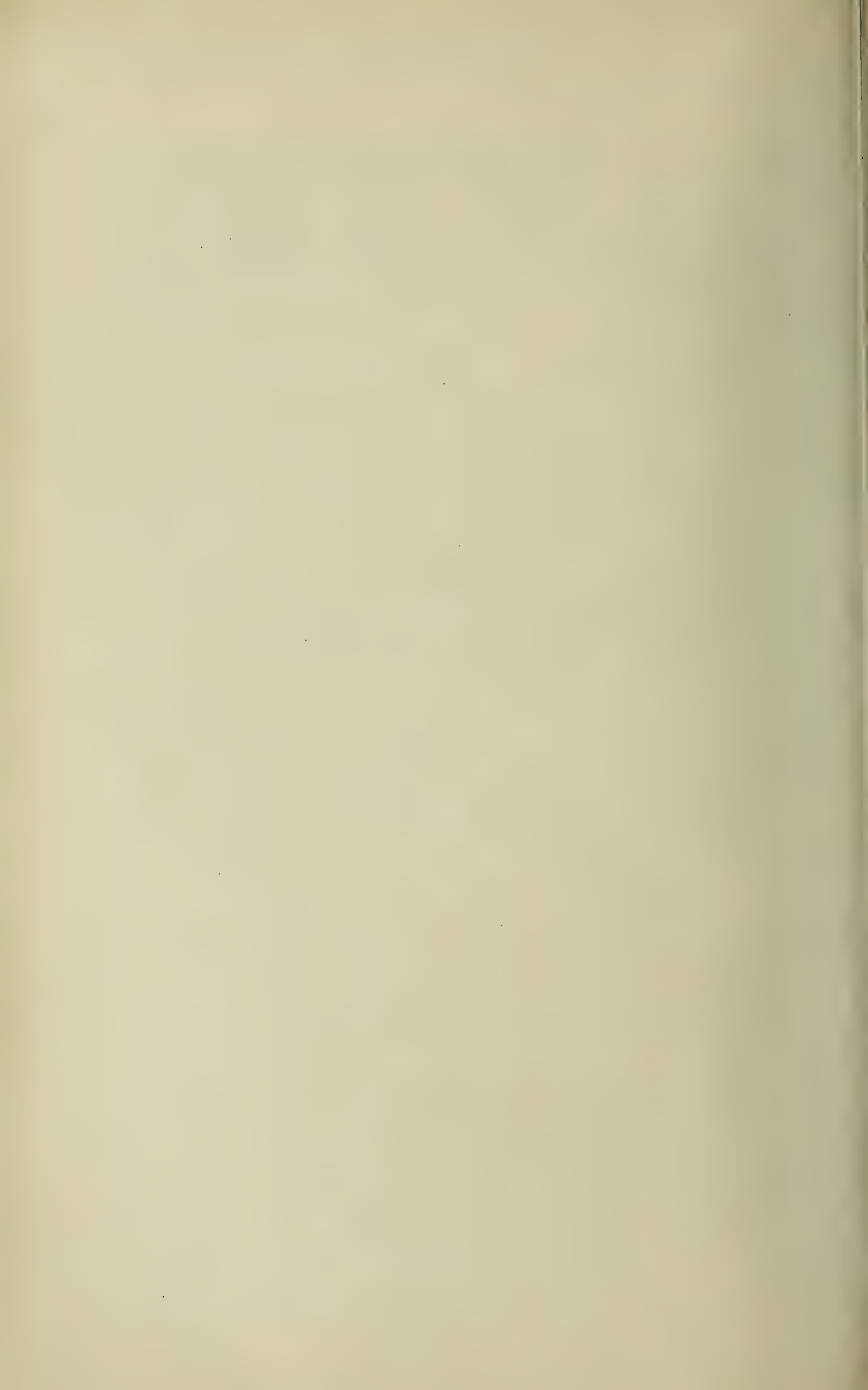
die von da aus das Kamel auf seinem Rücken weit hinein in das Innere Asiens trägt. Diese Bahn soll über Tatungfu—Sopingfu nach Kweihwatschöng verlängert werden und so am Rande der Steppe sich entlang ziehen. Es ist nur eine Frage der Zeit, wann von Kalgan aus die Lokomotive durch die Steppe saust, sei es nach Urga oder Uljassutai. Nach den neuesten Plänen des Verkehrsministeriums in Peking soll zunächst das Augenmerk auf eine Verbindung mit Uljassutai gerichtet sein, um dem sich hier immer mehr ausbreitenden russischen Handel und Einfluß entgegenzuarbeiten. Zurzeit aber fehlt dazu den Chinesen das Geld vollständig. Es ist schade, daß dadurch auch die Bodenschätze der Mongolei brach liegen. Sollte einmal eine direkte Linie Peking—Kalgan—Urga—Kiachta—sibirische Bahn zustande kommen, so würden Berlin und Peking nur 8 Tage voneinander entfernt liegen.

Für erfolgreiche Schiffahrt hat in der Steppe selbst kein Fluß irgendwelche Bedeutung. Man kennt dort nur Tiere als

Fortbewegungsmittel, und das hauptsächlichste, wenigstens für Personen, ist der Pony. „Das Paradies der Erde liegt auf dem Rücken der Pferde“ — singt Mirza Schaffy und mit ihm der Mongole. Bei den riesigen Entfernungen nützt aber alle Poesie nichts. Bahn und Automobile werden in absehbarer Zeit das Grasreich durcheilen und Luftschiffe werden über ihm schweben.

V.

Der Pony als Truppenpferd.





Ponies aus dem ostasiatischen Pferdedepot.

Zieht man aus dem über den Pony Geschriebenen ein Resumé, so kommt man zu folgendem Resultat:

1. Der Pony ist genügsam und frißt alles.

   Wir wissen, daß er in der Steppe sich nur von Gras ernährt. Jede Art von Körnerfutter nimmt er. Er frißt Brot und, wie Shackleton auf seiner Südpolarreise festgestellt hat, „alles was er kauen kann".

2. Er ist hart, trotzt ohne Stall Wind und Wetter und ist unempfindlich gegen Hitze und Kälte, Nässe und Trockenheit.

   In der Steppe lebt er stets im Freien, verträgt den sehr heißen Sommer der chinesischen Ebene und die sibirische Kälte. Ja, er hat sich sogar 21 Meilen vom Südpol bewährt. Die Regenzeit schadet ihm nichts.

3. Er ist ausdauernd, sowohl wenn eine einmalige Kraftleistung verlangt wird, als auch wenn er lange gehen soll.

   Für die erste Behauptung dient der Distanzritt Tientsin—Peking als Beweis, für die zweite zeugen die monatelangen Ritte, die viele Reisende auf demselben Tier ausführten, und die militärischen Leistungen, die wir Soldaten alle an ihm bewundert haben.

4. Er ist verhältnismäßig schnell, kann springen und klettern.

   Über seine Schnelligkeit auf der Flachbahn sprechen die auf S. 145 angegebenen Zeiten. Er nimmt die Hindernisse bei Rennen und Jagden, soweit sie nicht zu grob sind, fliegend; sonst klettert er mit katzenartiger Gewandtheit hindurch oder darüber.

5. Er ist ziemlich wendig.

   Die Eskadron Jäger zu Pferde hat auf ihm Schwadronsexerzieren gemacht, ihn beim Lanzenstechen mit Erfolg benutzt. Heute kann man in Schanghai, Tsingtau, Tientsin und Peking auf chinesischen Ponies Polo spielen sehen.

6. Er ist bei guter Behandlung von gutem Temperament.

   Als Soldatenpferd hat er gute Dienste getan und bei berittenen Kompagnien Leute getragen, die noch nie auf

einem Pferde gesessen hatten. Auch im Zuge ist er brauchbar, wie man es in Nordchina überall sieht. Bis auf wenige Ausnahmen ist er stallfromm.

7. Er hat eine sehr gesunde Konstitution.

Bei sachgemäßer Pflege und Fütterung sind Koliken fast ausgeschlossen. Er hat eiserne Sehnen. Seine Hufe leiden durch trockene Hitze bedeutend weniger wie die der großen Pferde.

8. Er wird trotz Arbeit alt.

Bei der deutschen Truppe haben einige von 1900 bis 1909 treue Dienste getan. Unter den Ponies, die von Chinesen geritten oder gefahren werden, findet man sehr viele Tiere über 15 Jahre. Chinesische Händler innerhalb der Großen Mauer führen meist gut aussehende Pferde von 12—15 Jahren vor, zumal wenn sie glauben, daß der Käufer das Alter nicht bestimmen kann.

9. Er ist billig.

Für 120—150 Mark bekommt man einen guten Gebrauchspony.

10. Er kann Gewicht tragen.

Feldmarschmäßig mit gepacktem Sattel wiegt ein leichter Reiter 2 Zentner. Er hat schwerere Leute über weite Strecken getragen. Der gutgenährte Chinese mit Gepäck wiegt auch 180—200 Pfund.

11. Er verträgt die Seereise sehr gut.

Jährlich werden viele von Tientsin per Schiff nach Tsingtau oder Schanghai verladen, in Boxen, ohne daß, wenn nicht ein besonderer Unglücksfall eintritt, Verluste zu beklagen sind. Shackleton hat Ponies von Tientsin bis an das ewige, südliche Eismeer transportiert.

Niemand wird bestreiten, daß diese Eigenschaften den mongolischen Pony zu einem ausgezeichneten Truppenpferde befähigen. Als Kavalleriepferd ist er nur in solchen Ländern zu gebrauchen, wo keine großen Pferde existieren. Diese sind ihm auf kurze Entfernungen — bis 100 km — durch Schnelligkeit überlegen, je kleiner die Distanz, desto größer der Unterschied. Auch würde bei geschlossener Attacke ein Regiment auf großen Pferden eine Ponyabteilung durch Wucht und Gewicht in Grund und Boden reiten. Für berittene Infanterie jedoch ist das Mongoma das gegebene, denn wir haben keine Pferderasse irgendwo anders, die sich so gut zu diesem Zwecke eignet. Trotz der Transportkosten hat der Pony den Vorteil der Billigkeit vor schlechtem, inländischen Material. Wie er in Deutsch-

land für etwaige zukünftige berittene Infanterie oder z. B. für die Reiter der Maschinengewehrkompagnien mit Nutzen verwendet werden könnte, so würde er sich auch mit Erfolg in unseren Kolonien einführen lassen. Seiner kleinen Figur wegen gehen viele auf einen Dampfer. Es sind beim Transport keine teueren, europäischen Mannschaften nötig. Mit Leichtigkeit sind genügend gute, sogar deutsch sprechende chinesische Stallknechte zu finden, die unter Leitung eines tüchtigen Ober-Mafu ihre Sache ausgezeichnet machen würden. 1—2 Europäer, darunter ein Roßarzt, die mit Chinesen vernünftig umzugehen verstehen, genügen vollständig. Zum Ankauf der Tiere müßten sich die Herren mindestens nördlich Kalgan in die Farmen der Händler begeben und dort das Material abnehmen. Falls größere Käufe stattfinden, verbreitet sich die Kunde davon wie ein Lauffeuer im Grasreiche, so daß die Mongolen von weither ankommen.

Da unsere Pferdezucht durch die den Verkehr immer mehr beherrschenden Automobile und Luftschiffe jährlich zurückgeht, so mag einmal die Zeit kommen, daß in Deutschland fremdes Pferdematerial gebraucht wird. Vielleicht denkt dann jemand an diese Zeilen und an den mongolischen Pony.

VI.

Der Pony in der Kunst.





Pferdegott.



Steinpferd der Geisterallee.

Steinkamel.

Den chinesischen Pony findet man in der chinesischen Kunst oft und mannigfaltig dargestellt. In den größten Dimensionen sieht man ihn in Stein gehauen, übernatürlich massiv, an den Seiten der sogen. Geisteralleen, welche zu den Gräbern verstorbener Herrscher führen, sowohl der jetzigen als auch der Ming-Dynastie. Die Chinesen setzen ihre Kaiser nicht in einfachen Mausoleen oder in Kirchen bei, sondern errichten Grab-



Steinelefant.

stätten mit Tempeln, Triumphbögen, Steinalleen, die viele Millionen kosten. Umgeben sind die hohen Grabhügel von herrlichen Cedernhainen und ausgedehnten Wäldern mit sauber gehaltenen Wegen, bewacht von kaiserlichen Prinzen und Kammerherren, denen ein Heer von Beamten und Soldaten zur Verfügung steht. Leider vernachlässigt die jetzt regierende

Dynastie die bei Nankou liegenden Gräber des Ming-Geschlechtes. Dort sind die alten Wälder gefällt, und man findet außerdem viele Spuren der Zerstörung. Die riesigen Steinponies haben sich aber erhalten. In kleinerem Maßstabe findet man dieselben



Stein-Militärmandarin.

Figuren bei Gräbern der Prinzen und hohen Staatsbeamten. Diese Pferde sollen im Verein mit Kamelen, Elefanten und einem sagenhaften Tier, mit Militär- und Zivilmandarinen ver-

hindern, daß böse Geister diesen Weg benutzen und die Ruhe des Verstorbenen stören.

Man kann in China schöne Bronzen kaufen, die aufgezäumte Ponies darstellen. Soweit ich gesehen, sind sie alle links abgebogen, d. h. sie sehen nach dieser Richtung. Reizend ist auch die Darstellung des Ma-wangie, des Pferdegottes. Dieser Gott wird sowohl innerhalb der Großen Mauer, z. B. auf dem über 2000 m hohen Miaufang-schan — 1—2 Tagereisen von Peking nach Westen — verehrt, als auch in der ponyreichen Mongolei, wo ihm besondere Heiligtümer errichtet sind. So steht 4 Tagereisen von Kalgan ein großer Ma-wang-miau, „Pferdegottempel", in dem Lama für eines der Hauptprodukte ihres Landes beten.



Die acht Pferde.

Es gibt viele chinesische Malereien mit sehr guten Pferdebildern. Vor allem sieht man oft die „ba pi ma" „die 8 Pferde" dargestellt. Es sind dies 7 gut genährte und ein ganz mageres. Sie sollen den Mongolen und Chinesen ad oculos demonstrieren, wohin die Arbeit führt. Die 7 Faulenzer, die nur gefressen und gesoffen haben, sind dick und fett. Das dürre Arbeitstier kann sich vor Erschöpfung kaum auf den Beinen halten. Diese 8 Pferde werden auch auf Tassen und kleinen Schnupftabaksfläschchen künstlerisch ausgeführt. Besonders letztere legen einen schönen Beweis von dem Fleiß und der Fertigkeit

chinesischer Künstler ab, da sie Spezialität und mit der Hand von innen bemalt sind. In die kleine Öffnung der kaum 10 cm hohen Flasche fährt der Maler mit einem feinen Pinsel und wie hineingezaubert entsteht darin das Bild.

In den Tempeln der Pferdegegenden sieht man einen Teil der Götter und Helden hoch zu Roß, oft als Bild, meistens als Statue, die, aus Lehm verfertigt, mit guten Farben angestrichen, in Lebensgröße den Betreffenden veranschaulicht. Manche sehen ganz natürlich aus, andere sind von grotesker Häßlichkeit.

VII.

Reise Mai—Juni 1908 nach Kweihwatschöng.





Abmarsch der Teilnehmer vom Offizier-Kasino in Peking.

Zum Schluß will ich dem Leser, vor allem demjenigen, der sich für Jagd interessiert, einen kurzen Überblick über eine Reise geben, die im Mai—Juni 1908 von Peking aus gemacht worden ist. Es war keine Forschungsreise von monatelanger Dauer, sondern sie sollte den betreffenden Herren zu Erholung und Vergnügen und zur Erweiterung ihrer Kenntnisse über Land und Leute dienen. Die dem Buche beigefügte kleine Karte nahm unterwegs Oberleutnant v. Riedesel auf, mittels Kompaß, Uhr und Erkundigung, so daß sie nicht die Genauigkeit eines Croquis hat, jedoch dem Zwecke genügt.

Teilnehmer: Hauptmann Engel aus Tientsin;
Oberleutnant Jobst, Dolmetscheroffizier aus Peking;
Oberleutnant Riedesel, Frhr. zu Eisenbach aus Peking.

4 Mafus, 3 Boys, 1 Koch;
4 Karren mit je einem Kutscher und 2 Maultieren;
8 Ponies, auf Woylach gesattelt, Halfterriemen und Fessel.

An Waffen pro Europäer 1 Karabiner und 1 Schrotflinte, außerdem 1 Karabiner und 1 Schrotflinte zur Reserve, was sehr von Vorteil war, da eine Flinte entzwei ging.

Zum Schlafen Betten mit Pelzschlafsäcken, warme, sowie Kakikleidung.

An Proviant Hohenlohesche Konserven und gedörrtes Gemüse, sowie Militärkonserven, Wein, Bier und Rum, für die Chinesen Mehl und Reis. Zutaten wie Milch, Zucker, Kaffee, Tee, zusammenklappbare Stühle und Tisch, ferner ein Zelt und einen kleinen Kochofen.

Jeder Herr hatte für sich einen Wagen, auf dem auch der betreffende Boy saß. Der vierte Karren war für den Koch und die Küche.

Verlauf der Reise*):

29. April. Gepäck nach Nankou-Yülinpu vorausgeschickt.

30. „ Fahrt per Bahn nach Nankou. Ritt über Tscha dau nach Yülinpu *N* (35 km), *J* 4 Enten.

1. Mai. Tumu *F*, Baunau *N* (45 km), *J* 3 Enten, 3 Tauben.

2. „ Hsiangschuipu *F*, Hsüan hua fu (40 km) *N*, *J* 5 Enten, 2 Steinhühner, 1 Taube.

3. „ Yulin *F*, Kalgan *N* (30 km), *J* 1 Taube.
In Kalgan wohnten wir in einer Madien (Pferdegasthof), welchen uns der Pferdehändler Wei-liu-ba besorgt hatte.

4. „ Ruhetag Kalgan. Diner bei dem Direktor des Fremdenamts En-le-hutai. Mieten neuer Wagen 2 $ täglich, an Ruhetagen 1 $.

5. „ Hanobar *F* und *N*, *J* 3 Steinhühner. Wir hatten sehr schlechte Wagen bekommen. Achsenbruch, Tiere zogen nicht, daher nur $22^1/_2$ km.

6. „ Polizeistation *F*, Hei-sa-wa ($27^1/_2$ km) *N*, *J* 2 Gänse, 4 Enten, 4 Hasen. Heisawa ist ein großer See mit vielen Wasservögeln.

7. „ Shalakutung *F*, Sïao-wu-tang (40 km) *N*, *J* 1 Ente, 15 Hasen. Siao-wu-tang ist die Farm des Pferdehändlers Weiliuba.

8. „ Wen-lang-gonor *F* und *N* (25 km), *J* 3 Hasen.

---

*) Bemerkungen: *N* = Nachtquartier; *F* = Frühstücksquartier; *J* = Jagdbeute; $ = Dollar = ca. 2 M.

9. Mai. Tuguktu *F* und *N*, *J* 1 Antilope, 3 Enten, 11 Hasen.
10. „ Tuguktu Jagdtag, 1 Antilope.
11. „ Shahanor *F*, Machuang *N* (45 km), *J* 3 Steppenhühner. Sehr kaltes Wetter.
12. „ Citai *F*, Hai erhogoto *N* (45 km), *J* 4 Steppenhühner.
13. „ Dande *F* und *N* (11 km), *J* 1 Antilope, 1 Trappe.
14. „ Hungshi-miau *F*, Sung-ho-chuang *N*, *J* 1 Antilope, 1 Adler, 4 Hühner (40 km).
15. „ Cam la *F* und *N* (10 km).
16. „ Danango (35 km). In der Steppe hatte ich von einem Pferdehändler gehört, daß Danango von Mongolen bewohnt würde. Es wäre ein ausgezeichneter Jagdgrund. Wir mieteten in Cam la einen Führer. Unsere Chinesen versuchten nun im Verein mit zwei chinesischen Soldaten uns zu verhindern, nach Danango zu kommen. Der Führer wußte den Weg auf einmal nicht mehr, erklärte, in Danango wohnten keine Menschen, ein Karren fiel um, Deichselbruch. Dazu Schneesturm am 16. Mai. Wir wohnten in einer Jurte, aßen in einem mitgenommenen Zelte.
17. „ *J* 2 Stein-, 2 Rebhühner.
18. „ *J* 2 Argali, 1 Antilope, 1 Rebhuhn.
19. „ *J* 1 Antilope, 2 Steinhühner, 1 Rebhuhn.
20. „ *J* 3 Argali.
21. „ *J* 1 Antilope, 2 Fasanen, 2 Schnepfen, 1 Ente, 2 Tauben, 1 Rebhuhn.
22. „ *J* 1 Rehbock, 1 Adler, 6 Steinhühner.
23. „ Abmarsch in ein anderes Tal zur Wolfsjagd. Dort Wohnung in unserem Zelte. *J* 1 Fasan, 3 Steinhühner, 1 Rebhuhn.
24. „ Rückkehr nach Danango. *J* 1 Gans, 2 Stein-, 3 Rebhühner, 1 Taube, 1 Hase.
25. „ *J* 3 Fasanen, 4 Rebhühner, 1 Taube.
26. „ *J* 2 Steinhühner.

Von Danango mußten wir nach Kweihwatschöng, um neue Karren zu mieten und Proviant einzukaufen.

27. „ So dia-pu *F*, Tsi-schayinse *N* (40 km), *J* 12 Steinhühner.
28. „ Pei-ho-chuang *F*, Kweihwatschöng *N* (50 km).
29. „ Ruhetag.

Wir mieteten neue Karren, aber nur 3, da unser Proviant sehr zusammengeschmolzen war, pro Tag

	2 S, Ruhetag 1 S. Der Kontrakt wurde gleich bis Peking gemacht.
30. Mai.	Tie-mie *F*, Zeltlager bei Tagoko (45 km).
31. „	Sui-mo-schan *F*, Tayüsu *N* (35 km), *J* 1 Fasan, 1 Rebhuhn, 5 Hasen.
1. Juni	Morgens Jagd in Tayüsu, Shahapolar *N* (15 km), *J* 1 Fasan, 1 Rebhuhn, 1 Hase, 1 Schlange, 6 Steinhühner.
2. „	Zochan *F*, Tatuwanse *N* (45 km).
3. „	Tsi ya yinse *F*, Örl tia yin se *N* (45 km), *J* 5 Hasen.
4. „	San-shuipu *F*, Shan-go *N* (40 km). Schango ist ein größerer Ort. Hier werden die Ochsen umgewechselt für die Provinz Tschili.
5. „	Morgens in Schango. Jagd auf einem Teich, dicht an der Stadt. Dien-chang *N* (25 km).
6. „	Wan-gia-wan *F*, Duyüho *N* (40 km).
7. „	Jolochuang *F*, Zandiachuang *N* (40 km), *J* 1 Steinhuhn.
8. „	Kalgan (20 km). In Kalgan ist eine reinliche chinesische Badeanstalt mit Wannen.

ANT. KAMPFE, BUCHDRUCKEREI, JENA.

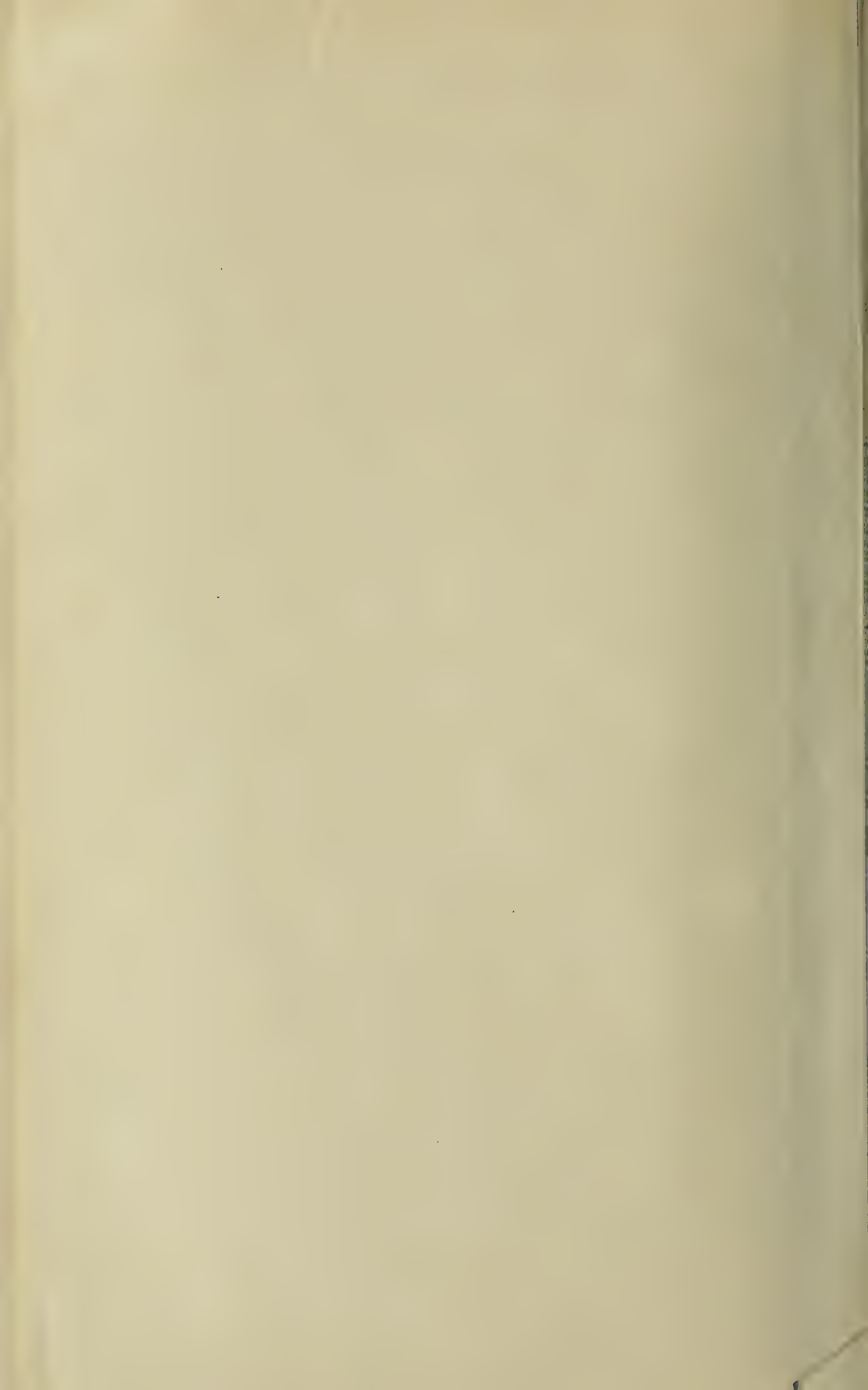
OST-ASIEN

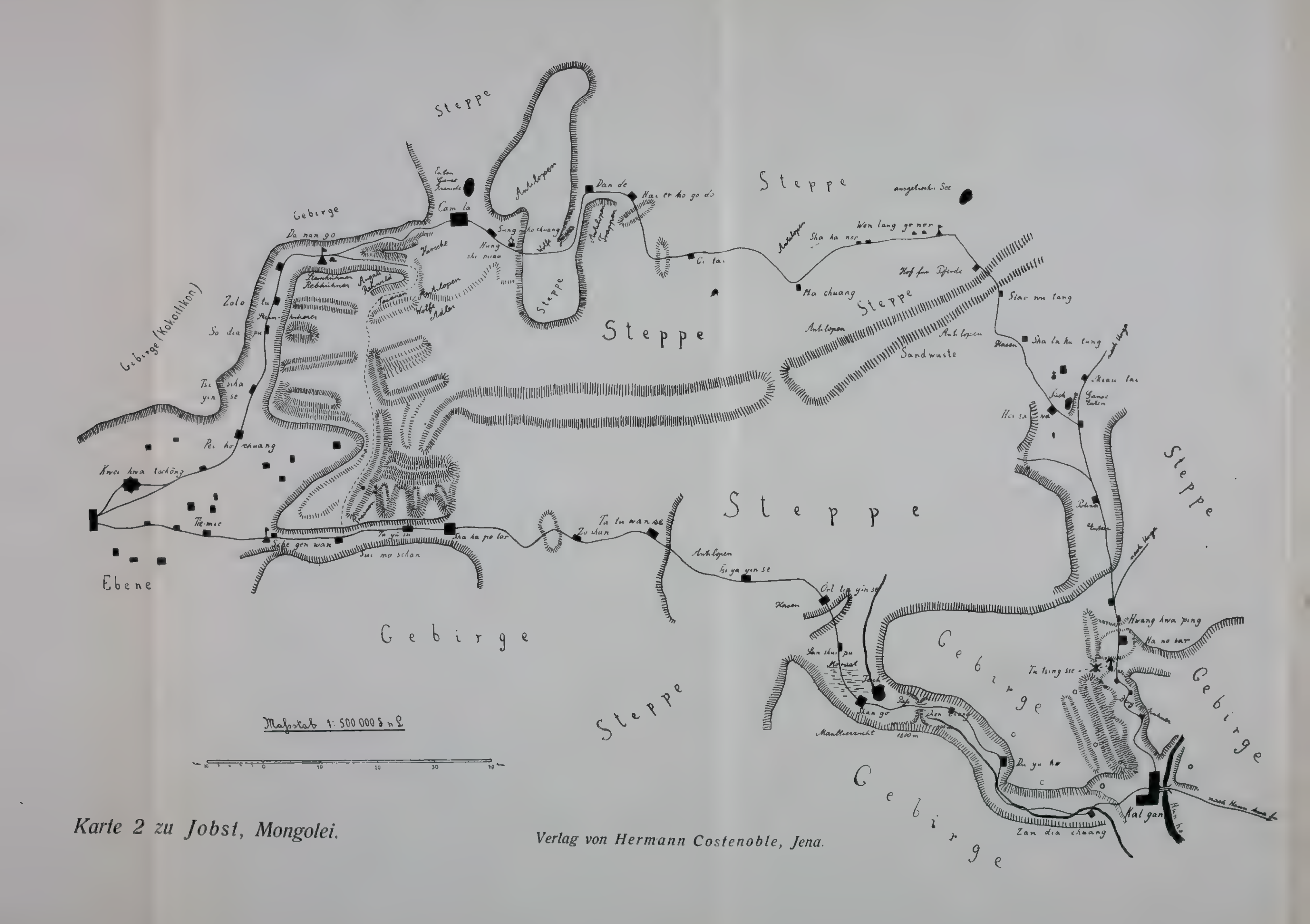


Aus Andrees Handatlas. Verlag von Velhagen & Klasing in Bielefeld und Leipzig.

Maßstab 1:10 000 000 (1mm auf der Karte 10 km in der Natur)

Karte zu Jobst, Mongolei. Verlag von Hermann Costenoble, Jena.





Karte 2 zu Jobst, Mongolei.

Verlag von Hermann Costenoble, Jena.

